

KATALOGE

Materielle Kultur

Carl von Ossietzky
Universität



Impressum

Studien zur Materiellen Kultur KATALOGE

Herausgeberinnen Karen Ellwanger & Norma Mack für das Institut für Materielle Kultur

www.materiellekultur.uni-oldenburg.de

Copyright bei den Autoren/Autorinnen & dem Institut für Materielle Kultur

„Studenteria – Menschen mit Immatrikulationshintergrund. Katalog zur Ausstellung“

Oldenburg, 2011

ISBN 978-3-943652-01-7

Verlag: Materielle Kultur

Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Postfach 26111

E-Mail: materiellekultur@uni-oldenburg.de

Internet: www.studien-zur-materiellen-kultur.de

Studenteria
Menschen mit Immatrikulationshintergrund
Katalog zur Ausstellung

Mit Beiträgen der Ausstellungsgruppe und ihrer Gäste:

Adelaida Lelonek (AL), Antje Vogt (AV), Bastian Guong (BG), Daphne Andersch (DA), Dennis Herrmann (DH), Gianna Hidde (GH), Hanne Robben (HR), Inna Wasinger (IW), Johanna Steiner (JS), Jonas Koch (JK), Marius Kowalak (MK), Nicole Bauer (NB), Patricia Nienhues (PN), Sarah Basel (SB), Silvia Drobny (SD)

Redaktion: Gianna Hidde, Patricia Nienhues, Silvia Drobny

Layout: Dennis Herrmann, mit besonderer Unterstützung von Gianna Hidde

Veröffentlichungen des Seminars für Materielle Kultur erscheinen in folgenden Reihen:

Studien zur Materiellen Kultur untersuchen Dinge des Alltags, ihre Beschaffenheit, Herstellungsweise, Nutzung, Verbreitung, Präsentation (z.B. im Museum) und Bedeutung als Vergegenständlichungen gesellschaftlicher Prozesse, Lebensformen und Machtverhältnisse. Sie verbinden Sachkulturforschung und Modetheorie mit Ansätzen der Cultural Studies und der Kulturanalyse. In dieser Reihe werden ausgewählte, durch einen Beirat begutachtete Beiträge der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Vorgesehen sind Tagungsbände und Ergebnisse aus Forschungsprojekten im Wechsel mit Arbeiten von NachwuchswissenschaftlerInnen, ergänzt durch Einzelstudien etablierter KollegInnen und Gastbeiträge.

Studien zur Materiellen Kultur preprints (nur online) stellen die Ergebnisse von Lehrprojekten oder sehr gute Abschlussarbeiten zur Diskussion. Die Redaktion erfolgt in enger Zusammenarbeit mit den BetreuerInnen der jeweiligen Arbeiten.

Studien zur Materiellen Kultur *KATALOGE* präsentieren Ausstellungsprojekte, die von studentischen Teams erarbeitet sein können.



Der vorliegende Katalog ist das Produkt vieler Autoren und wenn viele Menschen zusammen an etwas arbeiten, bedarf es bestimmter Absprachen. Bei schriftlichen Arbeiten sind das zum Beispiel Regeln zum Zitieren. Immer stärker ins Bewusstsein rückt auch die Frage nach der richtigen Bezeichnung einer Gruppe von Menschen, in unserem Fall der Studenteria. Sind es Studenten? StudentInnen? Student /-innen? Student_innen oder Studierende? Letzteres ist sehr populär, da es alle umständlichen, den Lesefluss störenden Schreibweisen überflüssig macht, aber von der eigentlichen Bedeutung her, ist es in den meisten Fällen falsch, denn ursprünglich bezeichnet es nur die Studenten und Studentinnen, die gerade im Augenblick studieren. Für alle Varianten haben wir die Pro- und Contra-Argumente diskutiert und uns letztlich dazu entschlossen, den Autor_innen in dieser Frage Wahlfreiheit zu lassen.

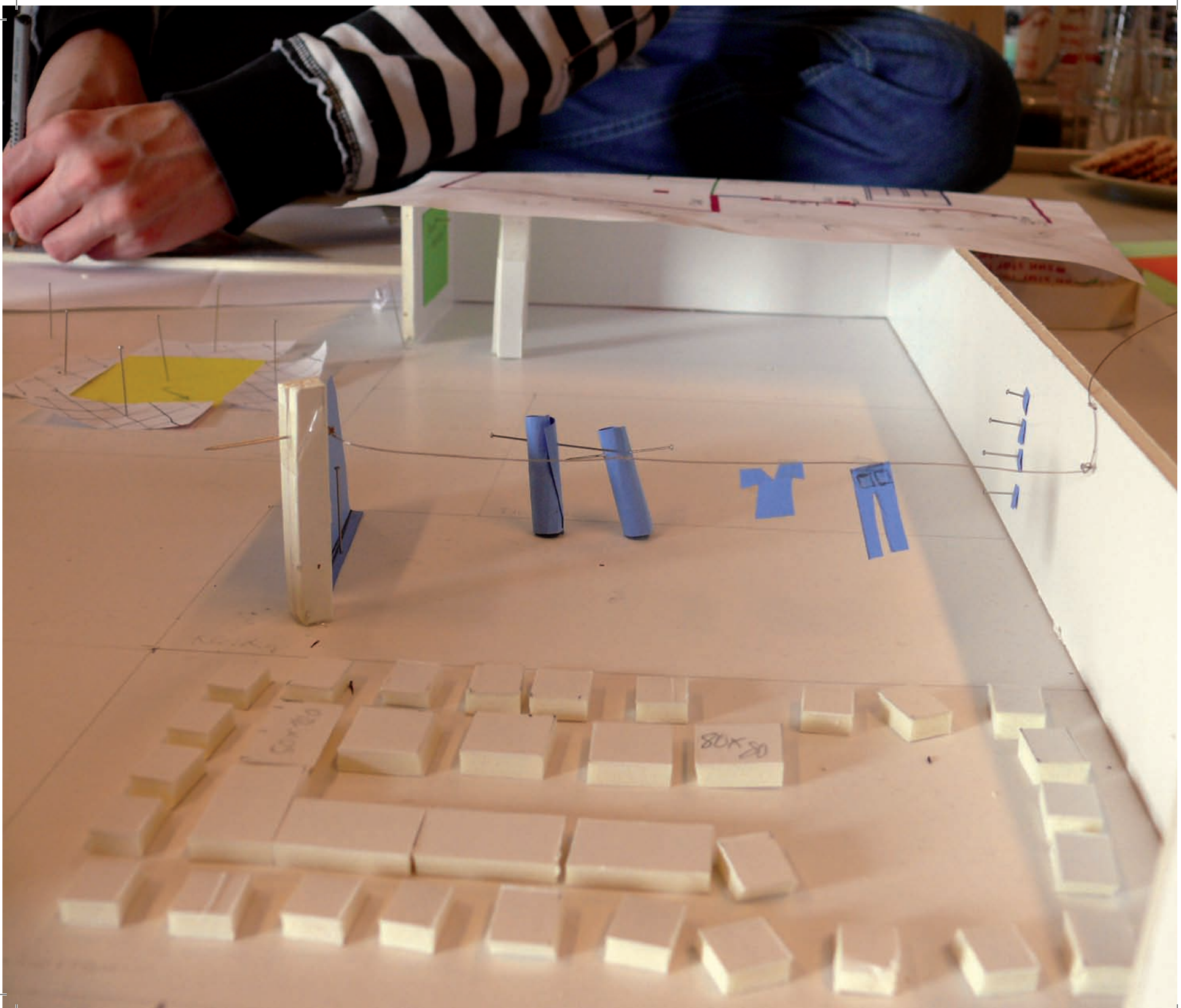
Studenteria

Menschen mit Immatrikulationshintergrund

Inhalt

| | |
|--|----|
| <i>Vorwort</i> | |
| Studenteria - ein Lehrexperiment | 9 |
| <i>Konzept</i> | |
| Konzeptionelle Überlegungen | 10 |
| <i>Leitobjekte</i> | |
| Block und Stift | |
| Das Handwerkszeug der Studierenden | 16 |
| Fahrrad | |
| Das Fahrrad | 18 |
| Kalender | |
| Der Terminkalender | 21 |
| Laptop | |
| Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust | 22 |
| Rucksack und Tasche | |
| Das mobile Büro | 24 |
| Schlüssel, Handy, Portemonnaie | |
| Die magischen Drei | 28 |
| Stuhl | |
| Dualismus auf 25cm ² | 32 |
| Tasse | |
| Wer hat diese Tasse gesehen? | 34 |
| <i>Arbeitsweise</i> | |
| Kugelschreiber, Wasserflasche, Nagellack. Inventare studentischer Lern- und Arbeitskultur am Beispiel ausgewählter Universitätsbibliotheken. | 40 |
| Mit Musik geht alles besser!? | 50 |

| | |
|--|-----|
| <i>BildungsinländerInnen</i> | |
| „BildungsinländerIn“ – Zu(m) Wort kommen | 54 |
| <i>Ernährung</i> | |
| Studentenfutter | 58 |
| <i>Finanzen</i> | |
| Der schnöde Mammon | 62 |
| <i>Geschichte</i> | |
| Die Reform der Reformuniversität | 66 |
| <i>Kleidung</i> | |
| Polohemd und Ökolatschen – Klischees auf den Leib geschneidert? | 80 |
| <i>Mobilität</i> | |
| Studierende und ihre Mobilität | 86 |
| <i>Stress</i> | |
| Stresstest Studium | 90 |
| <i>Stühle</i> | |
| Der sitzende Student | 94 |
| <i>Wohnen</i> | |
| Wohnen est omen | 100 |
| <i>Zeitmanagement</i> | |
| Auf morgen verschoben | 106 |
| Workload und die Last der Zeit | 112 |
| <i>Glossar</i> | 118 |
| <i>Endnotenverzeichnis</i> | 120 |
| <i>Dank</i> | 132 |



Studenteria – ein Lehrexperiment

Kann man universitären Alltag ausstellen? In der Regel nur aus historischer Distanz, wenn es diesen Alltag nicht mehr gibt. In den letzten Jahren wurden obsolet gewordene wissenschaftliche Lehr-Sammlungen und Laboreinrichtungen aus der Perspektive einer Geschichte der Wissensproduktion präsentiert. Aber wer den Alltag Studierender in Ausstellungen sucht, findet meist nur fröhliche Burschenschaftler oder den pittoresken Karzer zu Heidelberg. Studenteria jedoch will den gegenwärtigen Alltag Studierender unter Bachelor/Master-Bedingungen ausstellen. Und das mit einem Ausstellungsteam, das sich selber aus Master-Studierenden zusammensetzt, aus dem M.A. „Museum und Ausstellung“ und dem M.A. „Kulturanalysen“.

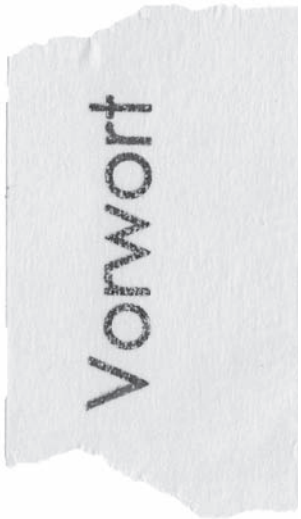
Wie das gehen soll? Die neuen Studienstrukturen müssen keineswegs eng und verschult umgesetzt werden. Tatsächlich können sie neue Experimentierräume eröffnen und das Projektstudium stärken. Denn Projekte sind ein zentraler Bestandteil der „Praxisorientierung“, die mit der Umstellung auf Bachelor und Master gewollt war. Aber Praxis nicht missverstanden als Beschneiden des universitären Freiraums zum Denken und Probedenken, sondern Praxis am Standort Wissenschaft, bereichert durch konzeptionell-gestalterische Ansätze. Vor diesem Hintergrund wird von den Museums-Studierenden gefordert, als Gruppenarbeit eine Ausstellung zu erstellen.

Studentische Projektarbeit im Team kann sehr unterschiedlich selbständig sein. Im Projekt „Studenteria - Menschen mit Immatrikulationshintergrund“ sind wir an die Grenzen gegangen, die der Studierenden und die der Lehrenden. Wir Lehrende haben thematischen, methodischen und gestalterischen Input geschenkt und wenige Rahmenvorgaben gesetzt. Die Studierenden haben alles selber gemacht: die thematische Ausrichtung beschlossen und über den Titel abgestimmt, die Themenbereiche recherchiert und Umsetzungsideen entwickelt, akzeptiert, dass es doch Leitobjekte geben soll, den Raum gefunden, Gelder eingeworben, Gestaltungsmöglichkeiten an einem Modell ausprobiert, diesen Katalog konzipiert, Texte verfasst, ein Begleitprogramm entworfen, an Werbung, Flyer, Presse gedacht – und ganz handfest Exponate geschleppt.

Wir Lehrende konnten unsere Rolle im Verlauf dieses Prozesses nicht immer leicht finden. Wir haben die Studierenden begleitet, mitdiskutiert, uns überstimmen lassen, waren begeistert, haben kritisiert – und akzeptiert, dass unsere Kritik nicht immer angenommen wurde; ein Veto für grundlegende Entscheidungen allerdings hatten wir uns vorbehalten.

Wir haben viel gelernt und großen Respekt vor dem unermüdlichen Einsatz, dem Einfallsreichtum und der Leistung der Studierenden. Dem Projektteam wünschen wir eine erfolgreiche Ausstellung - und viele LeserInnen für den Katalog!

Karen Ellwanger und Norma Mack



Vorwort

Konzeptionelle Überlegungen

GH/PH/SD

Wer wir sind

Nicht aus Eitelkeit, sondern aus dem Bewusstsein heraus, dass Kuratoren und Kuratorinnen nicht neutral agieren, sondern viel persönliches in die gezeigten Inhalte einfließen lassen, wollen wir Sie/Dich wissen lassen, wer wir sind: 13 Studentinnen und Studenten, eingeschrieben an der Carl-von-Ossietzky Universität in den Masterstudiengängen „Museum und Ausstellung“ oder „Kulturanalysen: Performativität, Repräsentation, Gender“. Wir kommen aus unterschiedlichen Fachrichtungen und aus verschiedenen Teilen des Landes. Genauso vielschichtig wie wir sind auch die in der Ausstellung getroffenen Aussagen – und wir wollen, dass dieser Umstand den Besuchern und Besucherinnen bewusst wird. Heutzutage konzentrieren sich die meisten Ausstellungen auf die Kommunikationsebenen der Denotation und der Konnotation. Das heißt, es wird Wert darauf gelegt, dass die Besucherin oder der Besucher die gezeigten Objekte erkennt,¹ sie in einen Kontext einordnen kann² und daraus ein Wissenszuwachs resultiert. Die dritte Ebene, die zwar in jeder Ausstellung präsent, aber so gut wie nie offen thematisiert ist, ist die der Metakommunikation.³ Sie teilt dem aufmerksamen Besucher oder der achtsamen Besucherin einiges über die Ausstellungsmacher und –macherinnen mit. Aus dem Tenor der Texte, dem Design und der Anordnung der Objekte lässt sich viel über deren persönliche Ansichten entnehmen. Dadurch, dass diese Ebene nicht öffent-

lich gemacht wird, erscheinen die gemachten Aussagen jedoch nicht wie die einer Person, sondern wie allgemeingültige Wahrheiten. Wir hingegen möchten unsere Aussagen offen legen und hinterfragbar machen. Der Alltag, den wir ausstellen, ist eine Konstruktion, so wie jede andere Ausstellung auch eine Konstruktion ist. Sie basiert auf ihren Machern und Macherinnen, deren Vorwissen, Gedanken und Vorstellungen.

Unser Projekt

Die Planung, Durchführung und Evaluation einer Ausstellung im Team ist ein fester Bestandteil des Masters „Museum und Ausstellung“. Nachdem im Sommersemester 2010 in einem Vorbereitungsseminar zur Alltagsforschung die Basis gelegt wurde, fand im anschließenden Wintersemester 2010/11 das eigentliche Projekt statt, in dem es an die konkrete Umsetzung ging. Das gesamte Vorhaben wurde von den Lehrenden Karen Ellwanger (Kulturwissenschaft/ Museumstheorie) und Norma Mack (Ästhetik/ Gestalterische Umsetzung) begleitet.

Themenfindung

Wir einigten uns darauf, den Fokus der Ausstellung auf studentischen, d.h. unseren, Alltag zu legen. Uns wurde jedoch bewusst, dass es dabei grundsätzlich unmöglich ist, eine auch nur annähernd neutrale Perspektive einzunehmen. Wie also sollten wir das in der Wissenschaft grundsätzliche Streben nach Objektivität mit unserer offensichtlichen Subjektivität vereinbaren? Zum einen verstanden wir, dass Objektivität keineswegs jenseits der Subjektivität liegt, sondern durch diese hindurch geht. Es ist niemandem möglich etwas völlig neutral zu betrachten und zu beurteilen. Zum andern lernten wir, dass es gerade unsere Arbeit an

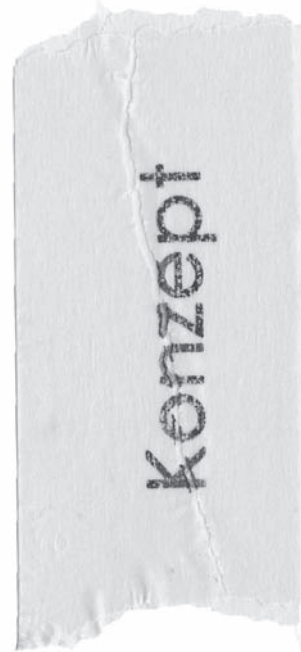
der Ausstellung war, die uns in „wissenschaftliche“ Distanz zu unseren individuellen Meinungen und Objekten brachte, ganz zu schweigen davon, dass das Gezeigte dem Urteil und der Anschauung der Besucher und Besucherinnen ausgesetzt wird.

Während wir unser Insiderwissen nutzten und sozusagen live berichteten aus einer Zeit, in der sich der studentische Alltag im Wandel befindet, wurde uns bald etwas deutlich, das hier als Vorurteil formuliert werden soll: Das Bachelor- und Master-System scheint aus Weltverbesserern und Langzeitstudentinnen Burnout-Kandidaten und Dauerpraktikantinnen zu machen. Diese Veränderungen einmal genau unter die Lupe zu nehmen, erschien uns nicht nur wissenschaftlich lohnenswert, sondern auch gesellschaftlich relevant.

Inhalte

Schnell wurde uns bewusst, dass wir Mut zur Lücke beweisen mussten, um den studentischen Alltag darzustellen, denn der Alltag einer Gruppe von Menschen kann kaum in seiner vollen Komplexität ausgestellt werden, ohne in Verallgemeinerungen abzuschweifen. Wir einigten uns deshalb auf folgende neun Themenbereiche:

- Arbeitsweise
- Ernährung
- Finanzen
- Geschichte
- Kleidung
- Mobilität
- Stress
- Wohnen
- Zeitmanagement



Zusätzlich gibt es drei Gastbeiträge zur universitären Bestuhlung, zu Arbeitsweisen und zu „BildungsinländerInnen“, die weitere Perspektiven auf den studentischen Alltag ermöglichen.

Neben den Themenschwerpunkten gibt es den übergeordneten Bereich der „Leitobjekte“. Er umfasst insgesamt elf Gegenstände,⁴ die aus dem studentischen Alltag nicht mehr wegzudenken sind, wie die Mensatasse, den Stuhl, auf dem wir unsere Hausarbeiten schreiben oder die Tasche, in der wir unsere Habseligkeiten in jedes Seminar schleppen. All diese Gegenstände stehen zum einen mit studentischem Alltag in Verbindung und können zum anderen den verschiedenen Themen der Ausstellung zugeordnet werden. Somit ergibt sich eine Art Zusammenfassung der Inhalte, reduziert auf jeweils ein Objekt.

Der Titel

Ein Ausstellungstitel soll sowohl Aufmerksamkeit erregen als auch einen Bezug zum Inhalt herstellen. Nach zahlreichen Vorschlägen und Überlegungen einigten wir uns auf „Studenteria“. Diese Wortschöpfung ist angelehnt an den Begriff „Schickeria“. In beiden Fällen wird eine Gruppe von Menschen beschrieben, der Vorurteile entgegengebracht werden. Während die Schickeria nur auf Luxus aus sei und Unmengen Geld für Nichtigkeiten ausbebe, seien Studenten hinter guten Noten her und schlafen gleichzeitig bis mittags. Der Haupttitel ruft sowohl Studenten und Studentinnen als auch Vorurteile auf, beides wichtige Bestandteile der Ausstellung. Beim Untertitel „Menschen mit Immatrikulationshintergrund“ ist die klangliche Nähe zu „Menschen mit Migrationshintergrund“ bewusst gewählt. Migration und ihre Folgen sind politisch aktuelle Themen, genauso wie die mo-

mentanen Studienbedingungen. Durch die Umstellung auf das Bachelor- und Mastersystem und die Einführung von Studienbeiträgen, wandelt sich das studentische Leben und diese Änderung findet immer wieder ihren Weg in die öffentliche Diskussion. Die Ausstellung zeigt diesen Wandel ohne ihn zu beurteilen. Vielmehr wird dargestellt wie der studentische Alltag heute aussieht, mit seinen positiven und negativen Seiten.

Die inhaltliche Umsetzung

Weiterhin beschäftigten wir uns verstärkt mit der inhaltlichen Umsetzung der einzelnen Themenbereiche und einigten uns schließlich darauf, dass grundsätzlich drei Ebenen Beachtung finden sollten:

„Das Vorurteil“

„Der Normalstudent“

„Die individuelle Vielfalt“

Dass diese Ebenen durchaus widersprüchliche Aussagen beinhalten können, ist uns bewusst und auch gewollt. Wir möchten auf diese Weise mit gängigen Vorurteilen spielen und nackte Zahlen und Fakten gegen individuelle Beispiele stellen, um dem studentischen Alltag viele Gesichter zu verleihen.

Die Objekte und ihre Inszenierung

Das Besondere am Medium Ausstellung sind die Originalobjekte. Sie üben eine Faszination aus, die häufig mit den Worten Aura oder Authentizität beschrieben wird.⁵ Auch für die „Studenteria“ sind Objekte deswegen unverzichtbar. Sie sollen im Mittelpunkt stehen, nicht hübsches Beiwerk, sondern Hauptattraktion sein. Dafür wird nicht auf eine umfangreiche, systematisch erstellte Sammlung von studentischen Objekten zurückgegriffen. Stattdessen wird die Grundlage von vielen kleinen „Privatsammlungen“ ge-

bildet, die von ihren Besitzern oder Besitzerinnen nicht als solche angelegt wurden oder betrachtet werden. Jeder Mensch häuft in seinem Leben Gegenstände an, sammelt Möbel, Kleidung, Erinnerungsstücke etc.⁶ Über diese Sammlungen von Dingen definieren sich Menschen spätestens seit der Entstehung der modernen Konsumgesellschaft.⁷ Sie pflegen einen regelrechten Besitzindividualismus – drücken durch Dinge aus wer sie sind, wer sie sein wollen und wie sie von anderen gesehen werden möchten.⁸ Die Sammlung, so sagte Leora Auslander etwas poetisch, ist der „Spiegel der Seele“.⁹

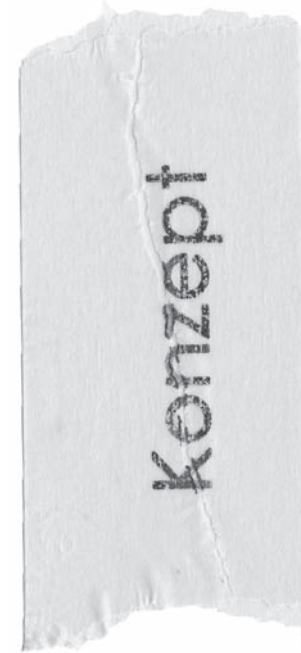
Wir bedienen uns dieser Privatsammlungen, nehmen die Dinge und entreißen sie ihrer ursprünglichen Funktion und Umgebung. Dadurch tauchen sie in den semiotischen Kreislauf ein, verlieren ihre Gebrauchsfunktion und werden zu Zeichen mit Symbolcharakter,¹⁰ die im Kontext der Ausstellung auf etwas verweisen und größere Kontexte sichtbar machen. Das Besondere ist aber, dass ein Großteil der ausgewählten Stücke diesen Prozess im Anschluss an die Ausstellung noch einmal durchlaufen wird – jedoch rückwärts. Die Objekte werden wieder in ihre Gebrauchskontexte zurückkehren und ihren Symbolcharakter verlieren.

In jeder Ausstellung werden Gegenstände bewusst in einem Raum angeordnet, sie werden inszeniert.¹¹ Auch unser Projekt bildet hier keine Ausnahme. Wir sind weit davon entfernt unsere minutiös geplanten, gestalterischen Aufbauten willkürlich in den Raum zu stellen. Aber warum eigentlich? Obwohl die Objekte, die wir nutzen, aus dem Alltag stammen und ihre Denotation¹² meist leicht und auch eindeutig möglich ist, sind die Konnotationsmöglichkeiten vielfältig:¹³ So kann ein Motorrad Schlüssel zu Gedanken an Gefahr, Freiheit, gutes Wetter, einen Bekannten, der ein Motorrad hat, einen lang gehegten Wunsch, einen Urlaub, Ökologie und vieles mehr führen. Solche un gelenkten Assoziationen sind erwünscht, denn wir behaupten nicht die endgültige Wahrheit über den studentischen Alltag zu kennen. Doch

auch wenn diese assoziative Freiheit gewollt ist, verlangt die Absicht, mit der Ausstellung Geschichte(n) zu erzählen, eine gewisse Schwerpunktsetzung. Durch Auswahl, Zusammenstellung, optische Verbindungslinien und Blickachsen versuchen wir deshalb, Zusammenhänge zwischen einzelnen Objekten und ganzen Bereichen herzustellen.¹⁴ Die Anordnung der Themen erfolgt dabei weder chronologisch, noch nach einer wissenschaftlichen Systematik, wie es in Ausstellungen meistens zu sehen ist. Damit möchten wir es dem Besucher und der Besucherin ermöglichen, seinen/ihren eigenen Weg durch die Ausstellung zu finden und sich aktiv mit den gezeigten Inhalten auseinander zu setzen. Wir hoffen einen Mittelweg gefunden zu haben, bei dem die Objektbedeutungen weder zu stark eingeschränkt, noch die Besucher mit völliger Beliebigkeit überfordert werden.

Ausstellungsorte

Einen Teil der Ausstellung - die Gruppe der Leitobjekte - kann man im Foyer der Universitätsbibliothek Oldenburg sehen. Der zentrale Teil der Ausstellung befindet sich jedoch in der Oldenburger Innenstadt: im ehemaligen Kaufhaus im Carl-Wilhelm-Meyer-Gang. Dadurch ist es möglich, den Alltag in mehrfacher Hinsicht aufzubrechen. Studenten und Studentinnen, die die Ausstellung betrachten, bekommen die Möglichkeit, ihren Alltag mit dem Gezeigten zu vergleichen, uns und unseren Aussagen zu zustimmen oder zu widersprechen. Zudem können sie z.B. durch das Verlegen eines Seminars in den Ausstellungsraum, ihren Alltag verlassen. Andere können ihren Alltag ebenfalls mit dem Gezeigten vergleichen, Gemeinsamkeiten und Abweichungen finden. Gleichzeitig können alle, die in der Innenstadt



arbeiten, ihren Alltag durchbrechen, indem sie vor oder nach ihrer Arbeit oder in der Mittagspause eine Ausstellung besuchen.

Die Räume des leerstehenden Kaufhauses im Carl-Wilhelm-Meyer-Gang bieten sich für eine „typisch studentische“ Art der Gestaltung auch dadurch an, dass sie Assoziationen an „Improvisation“, ans „Selbermachen“ wecken. Heimwerken an sich ist nicht unbedingt ein studentisches Hobby, aber wo, wenn nicht in Studentenbuden, findet man Betten, die auf Ziegeln stehen, um mehr Stauraum zu schaffen? Auch Umzüge, Renovierungen und Reparaturen werden bei Studenten und Studentinnen in der Regel selbst erledigt, weil das Geld für die Handwerker so gespart werden kann.

Identität und Repräsentation

In unserer Ausstellung zeigen wir das Leben einer bestimmten Gruppe von Menschen, nämlich jener „mit Immatrikulationshintergrund“. Wir repräsentieren diese also. Wir sind uns darüber bewusst, dass es Studenten und Studentinnen gibt, die sich von unseren Aussagen nicht betroffen fühlen und der Meinung sind, studentischer Alltag sehe ganz anders aus. Dies ist immer der Fall, wenn das Leben einer Gruppe ausgestellt wird. Um den Wirklichkeitsanspruch einer solchen Ausstellung zu erhöhen, kann diese Lebensdarstellung unter Mitwirkung von Mitgliedern der repräsentierten Gruppe entstehen.

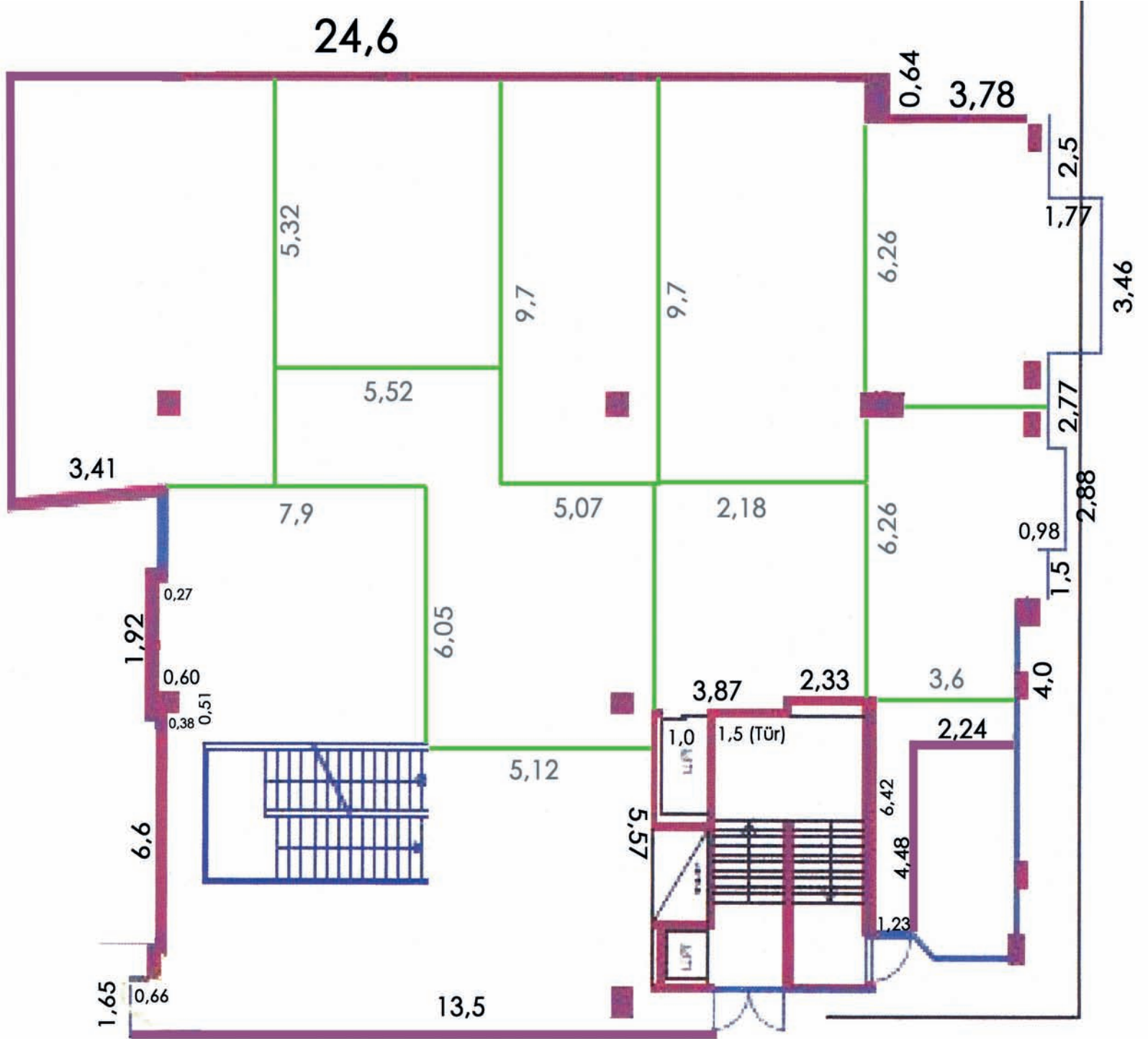
Nicht weniger hilfreich ist jedoch auch der Blick von außen, um Zusammenhänge zu erkennen oder Dinge auszusprechen. Darum halten wir es ähnlich wie eine Kuratorin in Großbritannien, die sagte: „Das, was die Gemeinschaft zu sagen hat, ist wichtig, aber es ist nicht unbedingt immer Ausdruck (...) kollekti-

ver Weisheit.“¹⁵ Aufgrund der Schwierigkeit der Identitätsdarstellung entschieden wir uns für einen ähnlichen Ansatz, nämlich dafür, den Fokus auf die „gegebene Person-Objekt-Beziehung“ zu legen.¹⁶ Einerseits soll die Objektbiographie, die eng mit dem Besitzer zusammenhängt, in der Ausstellung klar herausgestellt werden. Weiterhin sollen die Besucher und Besucherinnen die Chance haben, sich auf das Objekt einzulassen, ohne dabei sofort in eine bestimmte Bahn gelenkt zu werden.

Jede Ausstellung kreiert eine bestimmte Idee von Identität. Indem Besucherinnen und Besucher etwas betrachten und dieses entweder als etwas Eigenes oder etwas Fremdes identifizieren, grenzen sie sich entweder von einer Gruppe ab oder fühlen sich einer Gruppe zugehörig. Auf Grundlage dieser Erkenntnis ist es unmöglich eine Ausstellung zu machen, ohne sich auf die vorherrschenden Identitätskonstruktionen zu beziehen. Alle Studenten und Studentinnen teilen ein gemeinsames kollektives Gedächtnis,¹⁷ das ihre Identität als Student oder Studentin prägt. Vor allem durch die Umstellung auf das Bachelor- und Mastersystem ändern sich viele Faktoren, die das Leben, den Alltag und damit auch die Identitätskonstruktion der Studentinnen und Studenten beeinflussen. Das möchten wir deutlich machen. Zu den kollektiven Bestandteilen der Identität kommt auch ein individueller, der die Menschen voneinander abgrenzt. Deshalb zeigen wir in der Ausstellung Einzelbeispiele und streben keine Darstellung des „typischen“ Studenten an. Denn wir möchten weder uns selbst noch andere in eine Schublade stecken.

9,73

24,6



PASSAGE



RINGBUCHBLOCK

Spiralheft • 100 Blatt (ECF)
• Ringbuchlochung
• DIN A4 / kariert

Best Paper GmbH, 91058 Erlangen-Obersdorf EAN 29055517

Das Handwerkszeug der Studierenden

NB

Bleistift, unlackiertes Holz, 14 cm, seit unbekannter Zeit in Besitz von Johanna, seltener angespitzt, Radiergummi am Ende noch intakt, deutliche Verfärbungen und Gebrauchsspuren.

Bleistift, unlackiertes Holz, 10,3 cm, seit unbekannter Zeit in Besitz von Johanna, Kauspuren, Kratzer, bereits oft angespitzt.

Kugelschreiber, Plastik, 14,9 cm, seit unbekannter Zeit in Besitz von Johanna, Kratzer und Farbstriche.

Kugelschreiber, Plastik, 14,5 cm, seit unbekannter Zeit in Besitz von Johanna.

Ringbuch, Papier/ Draht, DinA4, seit 2010 im Besitz von Johanna.

Während des Arbeitsprozesses sind wir ein unzertrennliches Team, in welchem jeder seinen Platz, bzw. seine Aufgabe kennt und nicht ohne den anderen auskommt. Durch meist langjährige Praxis unserer BenutzerInnen, gehen wir ihnen bezüglich des Aufschreibens am leichtesten von der Hand. Wir sind praktisch und funktionieren stets wie von selbst, sofern an uns und unsere Instandhaltung gedacht wird. Wir sind kostengünstig und energiesparend, denn außer uns wird nichts weiter benötigt. Werden wir aus recycelten Materialien angeschafft, sind wir sogar umweltschonend. Wir wiegen höchstens ein paar Gramm und es gibt uns in jeglicher Form, Farbe und Größe, ohne dass unsere Funktionen dadurch beeinträchtigt würden. Kinderleicht können mit uns Formeln und Stichworte notiert werden. Wir sind imstande, ausgehängte Skripte ohne großen Aufwand zu ergänzen oder zu kommentieren. Geschrieben werden kann mit allem möglichen, doch meist sind es eben nicht Lippenstifte oder teure, exklusive Füller, sondern eher die billigen, seriell gefertigten Kugelschreiber oder zum Zeichnen die Bleistifte. Als Schreibunterlage dient meist der einfache, karierte oder linierte Block. Folglich sehen uns die meisten Studierenden nicht als Statussymbole. Wir werden pragmatisch ausgewählt und bei Verlust oder Beschädigung kurzerhand ersetzt. Was einen weiteren unserer Vorteile ausmacht: Wir sind beliebig austausch- und variierbar. Doch abgesehen davon was verwendet wird, das Mitschreiben empfiehlt sich immer, da das Gehirn nicht in der Lage ist alle Informationen umgehend abzuspeichern. Das kann zu lückenhaften Erinnerungen führen, welchen wir vorbeugen wollen. Selbst dem reinen Zeitvertreib können wir dienen und öde Stunden an der Uni verkürzen. Wir lassen künstlerischen Anwendungen Raum und der Kreativität freien Lauf. Unsere Kästchen können ausgemalt, unsere Linien und Drucke nachgezeichnet oder ergänzt werden. Wir erzählen nicht nur unsere eigenen Geschichten, auch die unserer Benutzer können festgehalten oder frei erfunden werden. Uns kann man vielseitig einsetzen und wir unterstützen immer und überall. Sei es Unterhaltung oder Arbeit: Alles ist mit uns möglich. Allerdings möchten wir pfleglich behandelt werden. Am gemütlichsten finden wir es in Ordnern abgeheftet oder in Ablagen, ansonsten gehen wir verloren, können zerreißen oder verstecken uns hinter Artgenossen. So könnten wichtige, emotionale oder freudige Informationen abhandenkommen. Nach getaner Arbeit dürfen wir auch ruhig mal getrennt werden und jeder kann wieder neue Energie schöpfen und sich für den nächsten Einsatz wappnen.



Das Fahrrad

BG

Fahrrad, Aluminium, 180 x 60 cm – 28er Rad, seit ca. 2000 im Besitz von anonym, lila-metallic, Kettler mit einem ‚PAZZ-Festival‘-Aufkleber.

In Oldenburg gibt es 3,1 Fahrräder pro Haushalt. 42 % der insgesamt zurückgelegten Wege werden mit dem Fahrrad bewältigt. Mindestens 33 % der Befragten geben das Fahrrad unabhängig von Alter, Beruf, Wochentag und der Wetterlage als ihr bevorzugtes Verkehrsmittel an.¹

Aus dem Gespräch mit einer Oldenburger Fahrradfahrerin, 23 Jahre, Studentin, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Fak. III – Sprach- und Kulturwissenschaften, Zwei-Fächer-Bachelor:

„Ich besitze ein Fahrrad mit dem ich immer fahre - alternativ nehme ich den Bus. Es ist ein lila-metallic Kettler-Rad mit einem Sticker des PAZZ-Festivals beklebt. Die Klingel ist von einem Kölner Museumsshop, wurde von mir angebracht und rot bemalt. Es hat eine schlechte Gangschaltung bzw. keine und häufig gehen einige Kleinigkeiten kaputt, die meist repariert werden müssen. Das Fahrrad ist mein Lieblings-Fortbewegungsmittel, da ich damit viel flexibler und schneller bin – mit dem Bus kann ich keine Schleichwege fahren.

Meine drei zentralen Erinnerungen an mein Fahrrad sind zum einen, dass das eine Mal mein Fahrrad vor der ‚Umbau-bar‘ geklaut und später von einer Freundin wiederentdeckt wurde. Jemand scheint es am Bahnhof abgestellt und auch mit meinem Schloss abgeschlossen zu haben. Ein anderes Mal wurde ich mit meinem Fahrrad von der Polizei angehalten und darauf aufmerksam gemacht, dass man nicht angetrunken Fahrrad fahren darf. Ansonsten erinnere ich mich, wie ich mit mehreren Freunden immer hinten drauf saß, als wir feiern gefahren sind.

Fahrräder sind, meiner Meinung nach, sehr bezeichnend für Oldenburg. Mir wurde schon häufig von Besuchern von außerhalb gesagt, dass ihnen auffällt, dass es in Oldenburg bemerkenswert viele Fahrräder gibt. Zudem glaube ich, dass Fahrradfahrer einen gewissen Vorrang im Straßenverkehr haben. Sie eignen sich wahrscheinlich wunderbar dafür, um in Oldenburg von A nach B zu kommen, da es eigentlich keine Berge gibt, die das Fahren erschweren. Fahrradfahren ist einfach praktisch und günstiger als alle anderen Möglichkeiten des Transports. Der Trend zum Fahrradfahren wird sich in Oldenburg meiner Meinung nach in naher Zukunft wahrscheinlich kaum ändern, weil es bisher keine Alternative gibt.

Mein Fazit: Das Fahrrad ist das einfachste, simpelste und kostengünstigste Transportmittel!“

¹ Vgl. Stadt Oldenburg: Was bewegt die Oldenburger? Ergebnisse der Haushaltsbefragung 2009 zum Verkehrsverhalten, 2010, S. 4 - 5, 7, 9 - 10 und 14. Einzusehen in: <http://www.oldenburg.de/stadtol/fileadmin/oldenburg/Benutzer/PDF/41/OL-Verkehrsmittelumfrage-PRINT2010-LOW.pdf> [12.02.2011].



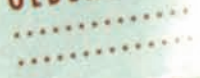
SEMESTERPLANER 2009 | 2010



**EXTRA:
GUTSCHEINE!**

**▶ STUDIERTEN
IN OLDENBURG**

**STUDENTENWERK
OLDENBURG**



Der Terminkalender

IW

Terminkalender, Papier, 15 x 10,5 cm, seit 2009 im Besitz von anonym, gekauft an der Universität Oldenburg.

Terminkalender¹, Planer oder Notizbücher sind wohl bei jedem Studenten und jeder Studentin in irgendeiner Form zu finden. Denn so ein Semester muss geplant werden und da kein Studententag dem anderen gleicht, lohnt es sich das Eine oder Andere in sein Merkheft einzutragen. Zum organisieren, planen oder einfach zum rumkritzeln im Seminar, ist der kleine Begleiter für viele unentbehrlich.

Dabei ist der Terminkalender nichts anderes als eine Ansammlung gebundener Blätter. Jede Seite unterteilt in Wochen, Tage oder Stunden. Voll von Zeilen und Spalten, gerade genug Platz für den einen Tag oder viel zu leer an einem anderen. Da werden Termine zusammengetragen, die für die Planung des Studiums wichtig sind oder ein Treffen mit Freunden notiert. Auch der Stundenplan findet dort Platz, zwischen Adressen und Sprechstundenzeiten. Jedes noch so wichtige Ereignis kann niedergeschrieben und überprüft werden. Eine Merkhilfe soll der Terminplaner sein, ein Zeittagebuch kann er werden. In Stil und Form verschieden, lässt er doch immer Rückschlüsse auf seinen Besitzer zu. Jeder Kalender ist ein Einzelstück und so individuell wie der Student oder die Studentin, der/die ihn in der Tasche hat. Da gibt es kleine, große, bunte oder einfach nur schwarze Planer. Man kann sie im Laden kaufen oder sich einen von der Uni schenken lassen. Einige haben zwei Seiten für eine Woche, andere nur eine für einen ganzen Tag. Für jeden Geschmack und jedes Bedürfnis ist etwas zu finden.

Doch leider ist der Terminalsammler immer seltener zu finden - trotz seiner Funktionalität. Das sogenannte Smartphone verdrängt den praktischen Helfer im Buchformat immer mehr aus den Taschen der Studenten. Aber auch das kleine Netbook macht dem Kalender Konkurrenz. Immer dabei, alle Termine nur ein paar Mausklicks entfernt, verdrängt es den praktischen Begleiter. Und so wird er auf Papier gedruckt, vielleicht nicht mehr lange zu finden sein.

Doch egal ob analog oder digital - ganz verschwinden wird er wohl nie.

¹Das Wort „Kalender“ entstammt dem lateinischen Begriff „Kalendarium“, was im alten Rom Schuldenverzeichnis bedeutete.





Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust.

HR

Laptop, Kunststoff/Metall, geschlossen: 41 x 28cm, seit 2007 im Besitz von Lucas, in Bremen gekauft.

Oder vielmehr in meiner Festplatte.

Ich bin der Studierenden unentbehrlichstes Arbeitsinstrument und zugleich ihr liebster Spielzeug. Meine Abwesenheit würde eine große Lücke in ihrem Alltag hinterlassen. Ich bin ihr externes Gehirn, denn ich vergesse nichts. Kalender, Notizblock, Taschenrechner, in mir ist alles vereint und auf einen Klick abrufbar – überall und zu jedem Zeitpunkt. Mit meiner Hilfe werden Präsentationen gehalten, Mindmaps angelegt und Doktorarbeiten geschrieben. Meine Gabe ist es, bei der Vollführung großer Leistungen behilflich zu sein. Zwar möchte ich nicht angeben, aber in meiner Anwesenheit wurde bereits Weltgeschichte geschrieben! Ich zeichne Informationen auf und konserviere das Wissen. Doch nicht jeder nutzt mein volles Potenzial. Auf schnöden Bahnfahrten mime ich den treuen Begleiter, ich bin stets zu Diensten, ich versüße den Augenblick. Hinter meiner tristen Fassade verbirgt sich das Tor zur Welt, denn ich vermag es, meine Benutzer an jeden Ort dieser Erde zu führen, ohne dass sie sich von ihren Plätzen erheben müssen. Bei gewissenhafter Anwendung ebne ich den Weg der Erkenntnis, zeige Möglichkeiten auf, erweitere den Horizont. Ich bin der Pfeiler sozialer Beziehungen, der Boden auf dem Freundschaften gedeihen. Zu den großen Talenten über die ich verfüge, zählt die Illusion einer beschleunigten Zeit. In meinem Beisein vergehen die Minuten wie im Fluge. Besonders dann, wenn ich Kurzweil und Vergnügen bereit stelle – eine meiner Lieblingsbeschäftigungen. So wird mancher Hörsaal durch mich zum Abenteuerspielplatz. Jeder mühevollen Arbeit stelle ich eine angenehme Alternative gegenüber.

Um es jedoch ganz unverblümt zu sagen: Ich habe meinen Preis, für manche bin ich unbezahlbar. Für die einen, denen mein Wert nicht bewusst ist, mag ich ein simpler Nutzgegenstand sein, ähnlich der Zahnbürste. Für die anderen bin ich ein Statussymbol, eine Manifestation des Fortschritts und des Wohlstands. Für jeden bin ich eine helfende Hand, auf die man verzichten kann, aber nicht möchte. Trotz all meiner Vorzüge, bin ich von Eitelkeit und Egoismus verschont geblieben, denn ich bin stets gehorsam und loyal. Ich führe nur aus, was mir ausdrücklich befohlen wurde. Und wenn ich mal ein kleines Zipperlein simuliere, meine ich das nicht böse. Denn auch wenn der Eindruck von Perfektion entstanden sein mag, bin ich bei weitem nicht vollkommen. Aber ich bemühe mich stets darum, ein guter Freund zu sein. Denn my home is where my user is.





Das mobile Büro

DA/GH

Tasche, Leder/Metall, 30 x 40 x 13 cm, seit 2009 im Besitz von Daphne.

Rucksack, Mischgewebe, 56 x 50 x 40 cm, seit 2001 im Besitz von Jonas.

Im studentischen Alltag sind der Rucksack oder die Tasche unverzichtbar. In ihnen werden die vielen notwendigen Dinge des Studiums transportiert. Schließlich wechseln die Studierenden oft die Räumlichkeiten und müssen ihr individuelles mobiles Büro immer dabei haben. Was die Studenteria mit sich herumträgt, kann als Mikrokosmos ihres Alltags gedeutet werden. Schlüssel, Handy, Kalender, Portemonnaie, Notizblock, Schreibutensilien, Bücher, Laptop, Trinkflasche und verschiedenste Lebensmittel verweisen auf Ernährungsgewohnheiten, Tagesrhythmen und Organisationsstrukturen.

Um präzise Aussagen über die Nutzung und den Inhalt dieser studentischen Transportmittel zu bekommen, belauschten die Alltagsforscherinnen ein Gespräch zwischen einem braunen Rucksack und einer Ledertasche.

Rucksack: Moin! Wie geht's? Hast Du auch wieder so schwer zu leiden unter dem ganzen Kram, den deine Besitzerin in dir verstaut hat?

Tasche: Nein, heute ist ein guter Tag. Nur zwei Veranstaltungen und glücklicherweise Vorlesungen. Da habe ich nur einen Collegenblock und ein paar Stifte zu tragen. Aber an einigen Tagen ist es eine Zumutung. Dann werden außerdem noch Notebook, massenweise Bücher, Reader und ordentlich Essen in mich reingestopft. Manchmal denke ich, ich platze aus allen Nähten. Dazu kommt die Angst, die Getränke könnten auslaufen und alles vollsiffen. Und dann folgt die langwierige Säuberungsaktion. Einfach widerlich! Stell dir vor, das eine Mal hat meine Besitzerin einen Apfel wochenlang in mir vergessen und der faulte schön vor sich hin, bis sie ihn entdeckte.

Rucksack: Ich finde, du solltest Dich nicht beschweren. Wir sind doch dafür erfunden worden, dass viele Dinge in uns stecken. Ich zum Beispiel kann meine Abstammung bis in die Jungsteinzeit zurückverfolgen. Damals waren wir noch Kraxen.¹ Über die Jahrtausende haben uns die Menschen weiterentwickelt, so dass meine Familie heute aus diversen Arten besteht. Es gibt Rucksäcke, die müssen auf die höchsten Berggipfel. Als Rucksack eines Studenten habe ich ein gutes Leben. Leider ist mein Zustand nicht mehr der Beste. Dafür habe ich spannende Geschichten zu erzählen und werde jetzt sogar in einer Ausstellung präsentiert.

Tasche: Oh, dann wirst Du auf deine alten Tage ja sogar berühmt.

Rucksack: Allerdings! Du wirst kaum glauben, wie stark ich gefordert wurde. Zehn Jahre lang habe ich meinem Besitzer den Alltag erleichtert und alles Mögliche von A nach B getragen. Zunächst noch zu Schulzeiten, dann durch die komplette Bachelorzeit und jetzt im Master. Es flutscht kein Reißverschluss mehr wie er sollte. Nach und nach gab mein



Eigentümer einzelne Fächer auf, er traut mir nicht mehr ganz. Leider zu Recht, denn in meinem Alter kann ich einfach nicht mehr alles so gut beisammen halten. Manchmal bin ich dem jungen Herrn sogar peinlich - zu feineren Anlässen darf ich nicht mit.

Tasche: Das ist ja nicht sehr nett. Ich werde überall gerne gezeigt.

Rucksack: Versteh das nicht falsch, mein Eigentümer weiß mich schon zu schätzen. Regelmäßig restauriert er meinen ausgemergelten Riemen mit Gaffatape. Ohne seine Zuwendung wäre ich längst auseinander gefallen. So manch einer hätte mich auch längst entsorgt, doch er wird mich tragen, bis das letzte meiner Fächer unbrauchbar geworden ist. Da verzeih ich ihm sogar die Flucherei, wenn ich mich nicht schnell genug öffne, das Gezerre und in die Ecke Geschleudere. Eines Tages wird die Plackerei vorbei sein und ich kann besten Gewissens in den Ruhestand gehen.

Tasche: Für mich liegt der noch in weiter Ferne. Mit meinen vier Jahren bin ich noch jung genug, so manche Reise anzutreten, dem Unialltag mal entfliehen, einen Stadtplan im Seitenfach, statt tonnenschwerer Bücher... Außerdem habe ich als Designerstück meine Inhaberin so einiges gekostet.

Rucksack: Oh, ich glaub, ich muss weiter. Mein Besitzer hat seinen Kaffee geleert, danach hat er es immer eilig.

Tasche: Dann wünsche ich noch einen schönen Tag.

Rucksack: Tschööö! Und nimm's nicht zu schwer.

¹ Anmerkung der Verfasserinnen: Der Rucksack bezieht sich hier auf die Urform des Rucksacks, bei der das Gurtsystem nur ein offenes Gestell aus Holz trug. Vgl.: <http://www.worldlingo.com/ma/dewiki/de/Rucksack#Kraxe>, (21.02.2011).





Die magischen Drei

DH/JK

Handy, verschiedene Materialien, 11 x 4,5 x 2 cm, seit 2006 im Besitz von Nadine.

Schlüssel, Metall/Holz, ca. 16 x 5 x 2 cm, von 2008-2010 im Besitz von Peter.

Portemonnaie, Leder, 12,5 x 9,5 x 5 cm, seit 2005 im Besitz von Gianna.

Drei Dinge hat fast jeder immer - oder vielleicht besser fast jeder fast immer - dabei: Schlüssel, Handy, Portemonnaie. Und fehlt mal eins, ist alles nicht mehr wie gewohnt. Da geht es auch Studenten nicht anders.

Der Schlüssel zur oftmals ersten eigenen Wohnung steht für eine neu gewonnene Freiheit und Unabhängigkeit, aber auch für Verantwortung, die mit der Schlüsselgewalt einhergeht. Mit auf die täglichen Streifzüge genommen, macht er, egal auf welchem Umwegen, die Rückkehr ins eigene Zuhause möglich.

Ist er einmal unterwegs, kann der Student dank seines Handys jederzeit mit jedem kommunizieren, sich über universitäres oder anderes austauschen und, stets erreichbar, flexibel mit dem Alltag und seinen oft spontanen Wendungen umgehen. Mancher Student fragt sich heute, wie es vor der Zeit des mobilen Telefonierens überhaupt möglich war, sich zu organisieren oder sich an einem öffentlichen Ort wie der Universität zu treffen. Man konnte ja nicht einfach anrufen und die am Handy so häufig gestellte Frage „Wo bist du?“ stellen.

Das dritte Ding, das Portemonnaie, dient dem Unigänger - wie der Name schon sagt - dazu sein Geld umherzutragen. Dem Portemonnaie ist egal, ob es durch das BAFöG-Amt, die Eltern, den Aushilfsjob oder den Studienkredit gefüllt wird. Und auch für seinen Besitzer geht es meist in erster Linie darum, dass es möglichst lange im Monat halbwegs voll bleibt. Neben dem Geld sind auch wichtige Dokumente wie Studiausweis, Semesterticket, Bibliothekskarte und vieles mehr im Portemonnaie zu Hause.

Jedes dieser Dinge spielt alleine schon eine bedeutende Rolle. Ihre kompletten Kräfte entfalten „die magischen Drei“ jedoch erst in Kombination. Das macht sich vor allem dann bemerkbar, wenn diese nicht mehr besteht. Stellen wir uns vor, ein „Normalstudent“, also einer, der im Normalfall nicht ohne sein Überlebens-Trio aus dem Haus geht, stellt in der Uni fest, dass er seinen Schlüssel zu Hause liegengelassen hat. Sofort wird reflexartig das Mobiltelefon gezückt, um die Mitbewohner anzurufen und zu erfahren, ob später jemand zu Hause ist, der die Tür öffnen kann.

Auch beim Verlust des Portemonnaies muss schnellstmöglich – per Handy – alles in Bewegung gesetzt werden: Fundbüro anrufen, Bankkarte sperren, Kommilitonen über den Verlust informieren und fragen, ob es nicht zufällig im Rucksack des anderen gelandet ist.

Ist allerdings das Handy nicht dabei, wird es schwierig: Um den Anschluss an das hektische Unileben nicht zu verlieren, kann das Kleingeld aus dem Portemonnaie fürs Münztelefonieren erhalten. Zu dumm nur, dass man das Erinnern von Telefonnummern aus dem eigenen Hirn an das Telefonbuch im Handy outgesourct hat. Da hilft oft nur schnell zurück in die Studentenbude zu hetzen, den Schlüssel zu benutzen und, bereits mit dutzenden verpassten Anrufen im Kopf, wie irre nach dem Handy zu suchen, um dann festzustellen, dass es die ganze Zeit im Rucksack war und einfach mal nicht geklingelt hat.









Dualismus auf 25cm²

MK

Bürostuhl, Kunststoff/Metall/Stoff, 60 x 50 x 109cm, seit 2009 im Besitz von Marius, Kauf wurde notwendig, weil der Vorgänger durch nicht artgerechte Sitzhaltung erst die Armstützen und dann die Rückenlehne verlor.

Einst bei einem Lebensmitteldiscounter, als Angebot erworben, wartete Stuhl im elterlichen Keller auf seinen Einsatz, der mit beginnendem Studium gekommen war. Der Bezeichnung „Bürostuhl“ folgend, hätte seine Aufgabe in der Unterstützung intellektueller Höchstleistungen seines Besitzers bestehen sollen. Diese Funktion vernachlässigend, verfolgt er einen interdisziplinären Ansatz und wird wechselnd zum Sofaersatz, Küchentischstuhl und Fernsehsessel. Wenn nahende Abgabetermine zur Eile mahnen, wäre eine disziplinierende Wirkung wünschenswert. Doch ihm fehlen die Voraussetzungen dafür: Komplette durchgesessen, muss ein zusätzliches Kissen für mäßig komfortablen Abstand zwischen Gesäß und Plastikschale sorgen. Diese wird dabei, kaputtem Gewinde sei Dank, nur noch von einer Schraube auf der restlichen Konstruktion gehalten und das auch nicht immer zuverlässig. Zudem versagt die Rückenlehne des Öfteren ihren angedachten Dienst und lässt damit den Versuch entspannten Sitzens zum Rodeo Ritt werden. Jegliche vorhandene Konzentration wird daher vollends für die Vermeidung eines Abwurfs aufgebracht. Die Lösung liegt in einer unkonventionellen Sitzweise. Wenn die Berührungspunkte zwischen Stuhl und Körper so gering wie möglich gehalten werden, lässt es sich nicht nur bequem, sondern auch sturzsicher verweilen. Deswegen werden die Füße auf den angrenzenden Schreibtisch platziert, sofern sich dafür ein freies Plätzchen findet. In dieser Position kann sich dann den Ablenkungen des multimedialen Zeitalters hingeeben werden. Es ist folglich keine Überraschung, dass keine einzige Zeile des Textes dort entstanden ist, sondern stets eine Überwachung im bennett'schen Sinn,¹ d.h. Arbeiten im öffentlichen Raum, nötig war. Fairerweise muss angeführt werden, dass seine Fähigkeiten wohl in einem Göttinger Wohnheim verblieben sind, denn das häusliche Arbeiten stellt erst seit dem Wegzug aus dem Süden Niedersachsens ein Problem dar. Dennoch ist kein Ersatz geplant. Zum einen erfüllt er seine Funktion noch befriedigend, zum anderen entstand über die letzten vier-einhalb Jahre eine symbiotische Hassliebe. Mein (Arbeits-)Platz Schreibtisch würde ohne den knatschenden Störenfried den gewohnten Anblick zu Nichte machen und damit ein Stück Heimeligkeit verlieren.

¹ Unter dieser versteht Bennett die gegenseitige, durch architektonische Mittel unterstützte Überwachung der Besucher in Museen im 19. Jahrhundert, die dazu diente, ein regelkonformes Verhalten zu garantieren. Vgl.: Bennett, Tony: The Birth of the Museum. History, Theory, Politics, London 2002, S. 48.





Wer hat diese Tasse gesehen?

AV/SD

Tasse, Glas-Porzellan-Gemisch, 9 x 8 cm, von 1982-2010 im Besitz des Studentenwerks Oldenburg.

Die Studenteria im Gespräch mit Heide von der Linde, Tassologin an der Universität Oldenburg.

Zur Person: Heide von der Linde studierte Archäologie und Neuere Geschichte in den Niederlanden. Sie beschäftigt sich seit einigen Jahren mit der Tassen-Forschung, besonders an den Standorten Oldenburg und Umgebung.

Vielen Dank, dass Sie uns ein wenig Zeit schenken und uns für ein Interview zur Verfügung stehen.

Gerne, ich bin immer an einem Austausch mit der Öffentlichkeit interessiert, nicht zuletzt um die Tassologie als Wissenschaft weiter zu legitimieren. Es ist ja durchaus ein neues Feld auf dem ich mich bewege.

Ihr Fachgebiet und Ihre Forschungen am Standort Oldenburg sind für die Oldenburger Bürgerinnen und Bürger und damit auch für die Studenteria von großem Interesse. Können Sie uns vielleicht zunächst etwas über die Population Tasse am Standort Oldenburg erzählen?

Es gibt im Raum Oldenburg verschiedene Tassen-Populationen, die in ihrem äußeren Erscheinungsbild identisch sind. Dennoch sprechen wir heute, auf Grund der unterschiedlichen Verortung der Tassen an verschiedenen universitären Aufenthaltsorten, von einer Koexistenz mehrerer Populationen. Meine Forschungen konzentrieren sich derzeit auf den Standort Uhlhornsweg.

Wie groß ist denn die Population am Uhlhornsweg?

Die Population am Uhlhornsweg besteht aus ca. 6000 Tassen.

Unsere Leser interessiert natürlich besonders, inwiefern die Tasse sich an ihren universitären Lebensraum angepasst hat. Gibt es hier bereits Erkenntnisse?

Die Tasse, da kann man für alle Populationen Aussagen treffen, hat sich hervorragend auf die Umweltbedingungen abgestimmt, sowohl Form als auch die Farbe Weiß sind ideale Anpassungen an den universitären Lebensraum. Die Feindverwirrung, die die Tasse anstrebt, erfolgt vor allen Dingen durch ihr serielles Auftreten, aber auch durch die farbliche Angleichung an andere universitäre Medien, wie beispielsweise Papier. Weiterhin ist die Stapelbarkeit der Tasse ein großer Vorteil, besonders in Gefahrensituationen und bei kalter Witterung.

Können Sie etwas über die Herkunft der Tasse und ihre Verbreitung sagen?



Die Wiege der Tasse liegt im südfranzösischen Raum. Dies ist auch der Ort, wo sich die Tasse bis heute reproduziert. Von dort aus verstreuen sich Populationen des Kaffeebechers, soweit wir das sagen können, über den Raum großgastronomischer Betriebe in Deutschland. Was den weiteren europäischen Raum angeht, sind wir in der Kontaktaufnahme mit Kollegen, können aber noch keine vergleichenden Ergebnisse vorweisen. Es lässt sich bereits so viel sagen, dass diese Art der Kaffeebecher international für Mobilität und nachhaltigen Trinkgenuss stehen.

Seit wann gibt es denn die Tasse im norddeutschen Raum, speziell im Raum Oldenburg?

Am Standort Uhlhornsweg hat die Tasse bereits in den ersten Jahren nach der Gründung der Universität Fuß gefasst. Genau datieren können wir erste Tassenansammlungen auf das Jahr 1982.

Sie sprachen davon, dass sich die Tasse im Südfranzösischen reproduziert, können sie noch genaueres über das Fortpflanzungsverhalten der Tasse sagen? Legt sie Eier oder wie können sich die Leser das vorstellen?

Das ist eine hochbrisante Frage. Für die Tasse als Wesen müsste man einen neuen Begriff einführen, denn sie fällt unter keine herkömmliche Kategorie. Sie ist weder als Säuger zu bezeichnen, noch legt sie Eier. Die Tasse erblickt das Licht der Welt in einem Ofen, 1200° Celsius heißes Feuer führen in diesem Zusammenhang zur Geburt neuer Tassen. In unserer Wissenschaft herrscht noch Uneinigkeit und die Wortfindung für eben diesen Reproduktionsprozess ist noch nicht abgeschlossen. Wir dachten da etwa an einen Neologismus wie „Ofentiere“. Es gibt noch mehr Wesen, die unter diese neue Spezies fallen, wie etwa der Teller.

Das ist eine sehr eingängige und leicht zu merkendes Bezeichnung. Sagen Sie, wenn Sie den Geburtsvorgang so beschreiben, wie kann man sich das denn vorstellen - über eine Form der Behaarung oder Federn verfügt die Tasse vermutlich nicht?

Das ist richtig, bei dem Brennvorgang würde jegliche Behaarung oder Federn, die unseren Forschungen nach auch im Embryonalstatus der Tasse nicht vorhanden sind, verbrennen. Wenn Sie die Tasse einmal anfassen, so merken Sie, dass sie sich etwas gläsern anfühlt. Sie besteht aus einem Glas-Porzellan Gemisch.

Macht diese Form des Skelettes sie nicht sehr zerbrechlich?

Durchaus. Die Tasse ist ein hochzerbrechliches Wesen. Dies erklärt unter anderem die hohe Sterblichkeitsrate von über 90% pro Jahr. Wir haben es bei dieser Population mit einer Gruppe zu tun, die sich innerhalb eines Jahres fast komplett ersetzt. Die Sterblichkeitsrate ist dabei allerdings nicht nur der hohen Zerbrechlichkeit der Tasse geschuldet, sondern kommt auch daher, dass die Tasse des Öfteren verschwindet und vermutlich von Mitgliedern der Studenteria aus dem universitären Umfeld entwendet wird.

Wenn Sie dieses brisante Thema schon ansprechen, darf ich sie dann vielleicht fragen, ob es mal Überlegungen gab, auf dem Freigelände für die Tasse Kontrollorgane einzuführen, die der Entführung von Tassen entgegenwirken?

Sie sprechen von Pfand?

Ja, zum Beispiel.

Dieses Thema führt auf ein sehr umstrittenes Terrain. Es gab durchaus mehrfach die Überlegung, die Tasse zu bepfanden. Ich möchte dieses Thema nicht en Detail ausführen. Es sei nur soviel gesagt, dass uni-politische Abwägungen, hauptsächlich die der zwar kostendeckenden, aber nicht gewinnorientierten Tassologie, dazu geführt haben, diese Überlegungen erstmal aufs Abstellgleis zu befördern.

Wie sieht es denn mit der Ernährung der Tasse aus, können Sie uns darüber Auskunft geben?

Die Tasse ernährt sich ausschließlich von Flüssignahrung. Im Besonderen heißer Flüssignahrung, wir sprechen hier von Kaffee oder Tee. Die Population am Uhlhornsweg verbraucht in den Hochzeiten also von April bis Juli und von Oktober bis Februar in etwa 800 – 1000 Portionen Flüssignahrung pro Tag, d. h. eine Tasse benötigt durchschnittlich täglich 0,16 Portionen Kaffee oder Tee.

Wie hoch ist die durchschnittliche Lebensdauer einer Tasse?

Im Schnitt werden die Tassen ungefähr ein Jahr alt.

Ist es möglich die Tasse privat zu halten oder sind die Kosten zu hoch?

Die Anschaffungskosten liegen bei rund 1 Euro, dieser Betrag steht allerdings in Wechselbeziehung zu der Größe der Population. Die Unterhaltungskosten sind von Tasse zu Tasse unterschiedlich.

Das heißt man könnte sich eine Tasse auch als Privatperson halten?

Das tun ja durchaus viele. Nochmal zurück zu der von mir eben angesprochenen hohen Sterblichkeitsrate von 90%. Man muss mit diesen Zahlen etwas vorsichtig sein. Die Tassen, die innerhalb eines Jahres aus dem universitären Kontext verschwinden, versterben vermutlich nicht alle. Vornehmlich Studenten beherbergen diese in ihren Wohnräumen, wo sich die Tasse mit Sicherheit sehr gut einfügt. Genauere Erkenntnisse darüber haben wir jedoch noch nicht. Sollte sich jemand aus der Studenteria bereit erklären, über die Geschichte seiner Tasse, die jetzt womöglich im WG-Schrank ihr Dasein fristet, Auskünfte zu geben, wären wir sehr daran interessiert.



Wie sieht es denn mit dem Sozialverhalten der Tasse aus? Ist sie eher ein Einzelgänger oder ein Herdentier?

Die Tasse ist ein sehr gruppenbezogenes Wesen, allein durch ihre Stapelbarkeit rückt sie immer wieder mit verschiedensten Tassen ihrer Population eng zusammen. Berührungsängste im Umgang mit anderen Tassen oder Mitgliedern der Studenteria kennt sie keine. Allerdings ist sie auch sehr anonym, d. h. eben angesprochene Bindungen sind nur temporär.

Interessant ist natürlich in dem Zusammenhang die Frage nach eventuellen Fressfeinden. Hat die Tasse Konkurrenz was die Nahrung anbelangt?

Ja, seit einiger Zeit wird die Tasse von zwei Wesen bedroht. Das wäre einmal ihr stärkster Konkurrent, der gemeine Pappbecher. Dieser wird zumeist an denselben Stellen wie die Tasse ausgegeben, im Übrigen bepfandet. Dann wäre da noch eine Population, die wir in den Kaffeebars am Uhlhornsweg finden.

Sehe ich das denn richtig, die Tasse ist schon als solche auf der Skala der ökologisch verträglichen universitären Objekte höher gestellt als etwa der Pappbecher und wird sich daher durchsetzen?

Da sprechen sie ein umstrittenes Thema an. Wir sind noch dabei die Umweltverträglichkeit der Mehrweg-Tasse, ihre Reproduktion in Südfrankreich, den Transport, der nicht sehr ökologisch ist, genauer zu analysieren und mit dem, ich nenn ihn mal „Ex und Hop-Pappbecher“, zu vergleichen. Viele Wissenschaftler aus unserem Fach sind der Ansicht, dass die Tasse im Vergleich schlechter abschneidet. Genaueres möchte ich allerdings an dieser Stelle nicht sagen.

Sie haben mit dem Fund einer ermordeten Tasse großes Aufsehen erlangt, können Sie uns Näheres berichten?

Gerne. Der Leichnam wurde an einem entlegenen Ort des Freigeheges von Studenten gefunden. Im Labor haben wir die Tasse rekonstruiert, wobei leider auffiel, dass einige Teile des Skeletts fehlen. Eventuell wurden sie vom Mörder mitgenommen oder aber von wilden Tieren davongetragen.

Gehen Sie von einem Serienmörder aus?

Es wurden schon weitere Opfer gefunden, aber ich gehe davon aus, dass es keine vorsätzliche Tat war. Zudem kommen durchaus verschiedene Täter in Frage.

Wir freuen uns auf Ihre geplante Publikation, wünschen Ihnen viel Erfolg bei den weiteren Forschungen und hoffen, Sie bald wieder hier begrüßen zu dürfen. Vielen Dank für das Gespräch.

Gern geschehen.



Kugelschreiber, Wasserflasche, Nagellack.

Inventare studentischer Lern- und Arbeitskultur am Beispiel ausgewählter Universitätsbibliotheken.
SB

Welche Arbeitsinventare werden von StudentInnen in Universitätsbibliotheken mitgebracht? Wie werden die Dinge genutzt, angeordnet? Und inwiefern ist das „typisch studentisch“?

Obwohl StudentInnen sicher nicht als uniforme Gruppe gesehen werden können, gibt es doch allgemeine Tendenzen einer studentischen Kultur, die sie als Gruppe verbindet. Am Beispiel von studentischen Arbeitsinventaren soll es in diesem Beitrag um genau diese Kultur gehen. Die Grundlage dafür liefert eine empirische Untersuchung studentischer Arbeitsplätze in den Bibliotheken Oldenburg, Osnabrück und Bremen.¹

Studentische Kultur, Raum und Rauman eignung

Die Studentische Kultur ist tendenziell durch das Vermischen von Arbeit und Freizeit, Privat und Öffentlich gekennzeichnet.² Allerdings scheint der Grad der Vermischung abhängig von der sozialen Herkunft und vor allem der Fachkultur zu sein. So zeigt z.B. die Studie der Soziologin Sandra Beaufaÿs, dass BiochemikerInnen einen festen Arbeitsplatz im Labor haben, während die von ihr untersuchten HistorikerInnen an nicht festgelegten Orten arbeiten und so räumlich nicht per se zwischen Arbeit und Freizeit trennen.³ Auch die Kulturwissenschaftlerin Stefanie Stegmann führt aus, dass die StudentInnen der Naturwissenschaften eher räumlich zwischen Arbeit und Freizeit trennten als die StudentInnen der Geisteswissenschaften.⁴

Da die Trennung von Arbeit und Freizeit bei StudentInnen häufig räumlich vollzogen wird, spielen universitäre Räume eine prägende Rolle für die studentische Kultur. Die Textilwissenschaftlerin Heidi Helmhold verdeutlicht dies am Beispiel eines Instituts der Universität Köln. Die vergleichsweise ungepflegten Räume spiegeln ihrer Argumentation nach die relativ niedrige gesellschaftliche Anerkennung der Ausbildung in ihrem Fach wieder.⁵

Forschungen zu Wohnstilen liefern Hinweise darauf, dass akademisch-bürgerliche Gruppen die Vermischung von Arbeit und Freizeit auch in die Gestaltung der Wohnungen aufnehmen.⁶

Die von StudentInnen und AkademikerInnen geleistete Arbeit findet häufig in büroähnlichen Räumen statt. Der Soziologe Robert Schmidt stellt fest, dass Büroarbeit allgemein als „Kopfarbeit“ von „Handarbeit“ unterschieden wird. Durch die neutrale Atmosphäre der materiellen Büroausstattung wirkt die Beziehung zwischen einzelnen MitarbeiterInnen und Unternehmen gleichgültig bis rational und leicht aufkündbar.⁷ Diese Beobachtung lässt sich unter anderem auch auf universitäre Räume übertragen. Je „neutraler“

diese gestaltet sind, desto weniger fest und emotional ist die Beziehung von StudentIn und Institution. In der studentischen Kultur als auch im akademischen Wohnbereich werden tendenziell Arbeit und Freizeit vermischt. Findet sich dieses Phänomen auch in der Ausstattung von Universitätsbibliotheken wieder?

Wissenschaftliche Bibliotheken werden überwiegend als Lern- und Arbeitsorte für StudentInnen wahrgenommen und dementsprechend gestaltet.⁸ Warum StudentInnen Bibliotheken zum Arbeiten nutzen, wurde beispielsweise in der NutzerInnenforschung des Bibliothekswesens untersucht.⁹ Gründe für die Nutzung sind vor allem die sogenannte Bibliothekskonzentration, die Gesellschaft von MitstudentInnen sowie die räumliche Trennung der Bereiche Studium und Freizeit. Doch was genau bewirken die Räume eigentlich, welche Werte und Arbeitshaltungen vermitteln sie den StudentInnen?

Die drei Universitätsbibliotheken Bremen, Oldenburg und Osnabrück sind hinsichtlich ihrer Erbauungszeit in den 1970er und 1980er Jahren vergleichbar.¹⁰ Alle Bibliotheken sind an sogenannte Reformuniversitäten angeschlossen, die in den 1970er Jahren gegründet wurden. Doch was macht solche Reformbibliotheken aus, was für ein Konzept steckt dahinter?

Oldenburger Universitätsbibliothek

Die Zentralbibliothek der Universitätsbibliothek Oldenburg wurde mit dem Ziel konzipiert, eine „*Atmosphäre des privaten Gelehrtenzimmers*“¹¹ zu vermitteln. Die Oldenburger Arbeitsatmosphäre sollte wohnlich und human sein und wurde in Anlehnung



an Wohnzimmereinrichtungen ausgestattet. Der Leiter der Universitätsbibliothek Oldenburg, Hans Joachim Wätjen beschreibt die Zielstellung der Raumkonzeption aus den 1980er Jahren:

„Immer wieder hört man von Studenten an deutschen Universitäten, daß sie nur zu Hause arbeiten können, und daß die Atmosphäre unserer Bibliotheken der geistigen Arbeit nicht förderlich sei. Meine Traumbibliothek trägt deshalb Züge meines Wohnzimmers, besser gesagt meiner Wohnung. Wenn ich einige Kapitel des vor mir liegenden Buches gelesen habe, kann ich mich in einem Nebenzimmer zurückziehen und eine Tasse Tee trinken. Zwischendurch kann ich meine Pfeife stopfen und rauchen und dabei weiterlesen. Wenn ich mir Notizen machen will, sitze ich in einem bequemen Stuhl an einem Arbeitstisch; wird mir das zu unbequem und will ich nur lesen, wechsle ich auf einen Lehnstuhl über. Ich sitze in einer beschützten Atmosphäre, in der ich den Nachbarn - obwohl ich ihn manchmal höre - nicht sehen kann. Er stört mich auch nicht, da sein Stuhl keine klappernden Metallbeine hat und der Boden mit Teppich ausgelegt ist. Will ich meine Notizen ordnen, steht natürlich eine Schreibmaschine zur Verfügung. Das alles läßt sich nicht nur zu Hause, sondern auch in einer Bibliothek verwirklichen.“ Dies schrieb der Kölner Anglist Bonheim an seinen Minister, und wir fügten sein Schreiben zur Charakterisierung unseres Anspruchs dem Bauprogramm bei. Wissenschaftler und Studenten sollten in der Zentralbibliothek trotz der Größe von 17 000 m² eine Arbeitsatmosphäre wie zu Hause vorfinden, die in ihrer Vielfältigkeit auch den unterschiedlichen Bedürfnissen der Menschen entgegenkommt.

Die stark frequentierte Ausleihbibliothek war nicht das Ziel, sondern über verbesserte Arbeitsbedingungen sollte das Arbeiten mit dem Bücherreservoir und das

*Wohlfühlen in der Bibliothek erreicht werden. Der Leser sollte das, was Bonheim erträumte, bei uns leben können.“*¹²

Durch dieses Konzept der Wohnzimmeratmosphäre sollten alle NutzerInnen einen Lernplatz finden, der den persönlichen Neigungen entspricht. Durch eine liberale Nutzungsordnung – Rauchen, Essen, Trinken waren anfangs und teilweise auch heute noch erlaubt - sollte auch eine Kontrolle der Buchnutzung gewährleistet werden. Durch unterschiedliche Möblierung für die jeweiligen Fachbereichsbestände sollte eine Identifikation mit den Räumen erleichtert werden.¹³ Dieses Konzept war ein Gegenentwurf zu den damals verbreiteten Magazinbibliotheken und brach durch die liberalen Aspekte mit den Ordnungen traditioneller Bibliotheken.

Die Abbildungen 1 und 2 zeigen den Eingangsbereich, der auch als Visitenkarte der Bibliothek gesehen werden kann,¹⁴ in den 1980er Jahren sowie im Jahr 2010. Im Vergleich der Aufnahmen werden Veränderungen in der Ausstattung sichtbar: Der ehemalige dunkelbraune Teppichboden vermittelte eine wohnliche Atmosphäre, fungierte jedoch auch als Schalldämpfer. Heute wurde er durch Parkettboden ersetzt. Die aus Pflanzkästen an der Wand herabhängenden amorphen Grünpflanzen sind völlig verschwunden, statt ihrer schmücken nun rote, quadratische textile Kunstobjekte¹⁵ die Wand. In der Eröffnungszeit bestand das Mobiliar aus niedrigen Beistelltischen und Bänken mit Rückenlehne, die in einer eher geschlossenen Form ähnlich einer Sofagarnitur oder einem Wartezimmerbereich angeordnet waren. Diese Sitzecke wurde durch Möbel ersetzt, die sowohl als Tisch als auch als Bank nutzbar sind und in eher offenen, flexiblen Möbelinseln zusammengestellt wurden. Insgesamt wirken die helleren Farben, die klareren Formen und die glänzende Fußbodenoberfläche wie eine stückweise Abwendung vom ursprünglichen Wohnzimmerkonzept. Die Umstrukturierungen haben eine Tendenz zu mehr

Übersichtlichkeit, die mit besserer visueller Kontrolle einhergeht. Die Möbel sind einerseits flexibler geworden; andererseits verlangen sie dem Sitzenden mehr Eigenständigkeit ab. Überspitzt formuliert ist im Eingangsbereich eine Wandlung vom gemütlichen Pädagogen-Wohnzimmer zum eher rationalen Durchgangsraum und Treffpunkt zu erkennen.

Auch in den Nutzungsräumen hinter der Eingangsschranke sind Veränderungen in der Ausstattung zu beobachten. Zum Teil wurden die sesselähnlichen Sitzgelegenheiten durch harte Schalenstühle ersetzt, die ein aufrechteres Sitzen ermöglichen. Doch insgesamt dominiert an den Arbeitsplätzen noch die Wohnzimmeratmosphäre.

Diese äußerlichen Veränderungen verweisen auf die im Katalogbeitrag „Die Reform der Reformuniversität“ thematisierten inhaltlichen Veränderungen des Selbstbildes der Universität und der StudentInnen. Während die Universität sich heute eher als Arbeitgeberin und Dienstleisterin versteht, fassen die StudentInnen das Studium als Arbeit auf.

Studentische Arbeitsinventare

Die studentische Arbeit in den Bibliotheksräumen ist überwiegend stille Einzelarbeit. Die von den NutzerInnen mitgebrachten Arbeitsmittel lassen sich grob in zwei Gruppen unterscheiden: „Direkte“ Arbeitsmittel, die direkt mit den wissenschaftlichen Inhalten zusammenhängen, und eher „indirekte“ Arbeitsmittel, die ergänzend helfen, die NutzerInnen arbeitsfähig zu machen.¹⁶

Zu den „direkten“ Arbeitsmitteln zählen Papiere, Bücher und Büroartikel. Elektronische Geräte sind eine Zwischengruppe, da sie sowohl „direkte“ Funktionen wie ein Dokument schreiben oder Online-Recherche als auch „indirekte“ Funktionen wie Chatprogramme und Musikhören zur Verfügung stellen. Dabei ist bemerkenswert, dass Computer und insbesondere Laptops eine relative Neuerung darstellen: noch in den 1990er Jahren waren sie unter StudentInnen

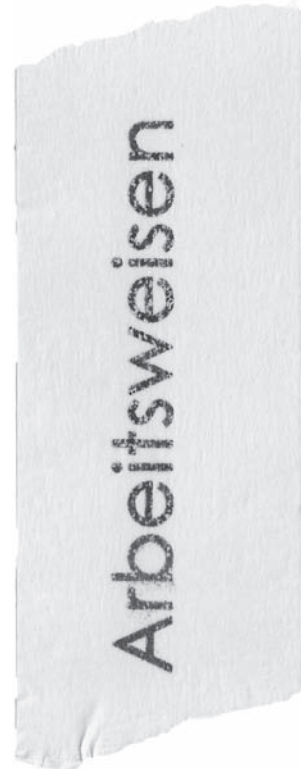
kaum verbreitet.¹⁷ Es wurde eher mit handschriftlichen Dokumenten gearbeitet; Manuskripte wurden an Schreibmaschinen getippt. Im Vergleich zu den lärmintensiven Schreibmaschinen sind Laptops mobiler und leiser - und multifunktionaler.

„Indirekte“ Arbeitsmittel sind Ohrenstöpsel und Kopfhörer, die größtenteils der akustischen Abschirmung dienen. Auch Lebensmittel, Süßigkeiten und Getränke sorgen indirekt dafür, dass die NutzerInnen arbeitsfähig sind. Objekte, die der Hygiene und Körperpflege zugeordnet werden können, wirken eher unerwartet im Umfeld der Bibliothek. Sie können jedoch auch als indirekte Arbeitsmittel interpretiert werden, wenn man ein gepflegtes Auftreten als Voraussetzung für das Arbeiten im öffentlichen Raum ansieht.

Auslassungen, wie das Nicht-Mitbringen von Zigaretten und Feuerzeugen, Tampons und Binden oder auch das seltene Auftauchen von Mobiltelefonen verweisen auf Verbote und Tabuisierungen. Diese Gegenstände werden vermutlich trotzdem mitgebracht, aber entweder direkt am Körper getragen oder im Eingangsbereich in den Schließfächern oder an der Garderobe aufbewahrt.

Katharina¹⁸

Katharina lernt spät am Abend in der Cafeteria, die direkt in die Oldenburger Universitätsbibliothek integriert ist, für eine Klausur. Sie besetzt einen Vierertisch mit drei Stühlen. Von ihrem Platz auf einem Stuhl direkt am Lichtgraben hat sie die Treppe, Ebene 1 und den Eingang des Schließfachraumes im Blick. Auf dem angeschalteten Laptop sind ein Internetbrowser sowie ein Chatprogramm geöffnet. Der Compu-



ter steht vor ihrem Sitzplatz, ist aber ein Stück nach hinten geschoben. Vor dem Laptop liegen aufgeschlagene Collegeblöcke und Kopfhörer. Rechts daneben steht eine PET-Wasserflasche. Auf der linken Tischhälfte liegen Zettel, Mappen und Bücher sowie eine Federmappe und ein Stift. Auf den Stuhl neben sich hat Katharina ihren Bücherkorb gestellt, in dem Süßigkeiten liegen. Mit den mitgebrachten Kopfhörern schirmt sich Katharina von der Umgebung ab; die Musik hilft ihr, sich zu konzentrieren. Katharina nutzt die Bibliothek regelmäßig zum Lernen, damit sie nicht so abgelenkt ist. In die Cafeteria hat sie sich gesetzt, weil sie mehr Leben um sich herum haben wollte - „Damit ich nicht allein bin mit meinem Prüfungsstress.“ Die Anwesenheit anderer NutzerInnen wirkt auf sie motivierend.

Die Master-Studentin versucht, Freizeit und Studium räumlich zu trennen und Regelmäßigkeit in ihren Studienalltag zu bringen. Dabei bietet die Universitätsbibliothek ihr eine Konstante im Studiumsalltag, einen Orientierungspunkt, der ihr hilft, das Studium zu organisieren.

Katharinas Platzwahl zeigt eine Tendenz zur Vermischung von Freizeit und Arbeit. Obwohl sie extra zum Lernen in die Bibliothek gekommen ist, wählt sie den für Pausen vorgesehenen Cafeteriabereich. Die von ihr mitgebrachten Dinge sind größtenteils direkt an das wissenschaftliche Arbeiten gebunden. Die Süßigkeiten und die Wasserflasche verweisen auf ihre persönlichen Bedürfnisse. Die Kopfhörer und das Musikhören sind einerseits mit Freizeitaktivität konnotiert, dienen in Katharinas Fall jedoch zur akustischen Abschirmung.

Peter

Peter schreibt an seiner Bachelorarbeit im Fach Pädagogik. Arbeiten für sein Studium kann Peter am besten in der Bibliothek schreiben: „Ich arbeite hier gern, also ich kann eigentlich nirgends besser arbeiten für die Uni als hier“. Außerdem ist er ungestört – zu Hause ist der kleine Sohn, der ihn ablenkt. Deswegen sucht er sich einen Platz, der möglichst ruhig ist – mit Musik abschirmen kann er sich laut eigener Aussage nämlich nicht. Außer den Wertgegenständen lässt er in Pausen seine Dinge am Arbeitsplatz liegen.

Direkt vor ihm steht das Netbook, an das eine Maus sowie ein USB-Speicherstick angeschlossen sind. Als Unterlage für die Maus benutzt er eine Mappe, die rechts neben dem Netbook auf dem Tisch liegt. Darauf liegt außerdem ein Stift. Links vom Netbook liegen zwei Mappen und ein zusammengehefteter Ausdruck eines Artikels, dahinter steht eine PET-Flasche mit Wasser. Auf der hinteren Tischfläche liegt eine Hülle für den Computer. Rechts neben sich auf dem Boden hat Peter einen Bücherkorb platziert, in dem sich vier Bücher befinden. In den Pausen nimmt er das Netbook samt Ladekabel, Maus und USB-Stick mit, lässt alles andere aber liegen. Peters Arbeitsausstattung wirkt minimalistisch. Er hat vor allem „direkte“ Arbeitsmittel dabei, die einzige Ausnahme ist die Wasserflasche. Anders als Katharina ist ihm vor allem wichtig, dass es um ihn herum ruhig ist. Durch sein Arbeitsinventar hält er die Trennung zwischen Arbeit und Freizeit aufrecht.

Miriam

Miriam sitzt an einem Tisch im Dachgeschoss der Osnabrücker Bibliothek und schreibt an einer Hausarbeit für ihr Nebenfach Romanistik. Sie sitzt an der linken Tischhälfte. Direkt vor ihr steht etwas nach hinten gerückt ihr Laptop mit einem geöffneten Word-Dokument. Davor liegt ein Buch,

aus dem Haftnotizen herauslugen. Rechts vom Computer liegt ein Stift, auf der rechten Tischhälfte befinden sich außerdem eine PET-Flasche mit Wasser sowie eine Sonnenbrille (auf dem Foto nicht zu sehen). Links des Computers befinden sich mehrere Kopien, ein aufgeschlagenes Buch, ein Mobiltelefon und Kopfhörer. Hinter dem Stuhl auf der Fensterbank steht Miriams Bücherkorb, in dem sich weitere Bücher befinden. Miriam hat ihre Schuhe ausgezogen. Sie versucht, Freizeit und Studium räumlich zu trennen, indem sie in der Universitätsbibliothek arbeitet. Auch wenn sie zu Hause arbeitet, versucht sie, nicht in ihrem Zimmer zu arbeiten: *„ich differenziere gern zwischen Arbeit und halt eben nicht. Und das fällt mir leichter, wenn es ein anderer Ort ist.“* Am liebsten sitzt sie auf Ebene 3 unter dem Dach – es ist ruhig, die Aussicht ist gut. Außerdem ist der Abstand zu den Nachbartischen groß genug und es ist vergleichsweise hell. Zwischendurch hört sie Musik, beim Arbeiten braucht sie aber Ruhe, um sich zu konzentrieren.

Neben den für das wissenschaftliche Arbeiten nötigen Arbeitsmitteln - Bücher, Zettel, Computer und Stift - hat Miriam Kopfhörer zum Musikhören und ihr Mobiltelefon auf dem Arbeitstisch liegen. Obwohl sie Freizeit und Arbeit räumlich trennt, bringt sie mit diesen Objekten ein Stück Freizeit in ihren Arbeitsraum ein. Auch die Sonnenbrille ist ein Objekt, das eher mit Freizeit konnotiert ist. Die Wasserflasche als „indirektes“ Arbeitsmittel findet sich auch bei Miriam.

Thorben und Max

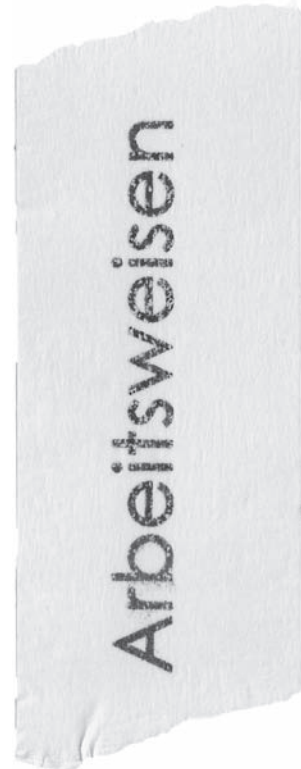
Thorben und Max studieren nicht zusammen, treffen sich aber in der Osnabrücker Bibliothek, um gemeinsam an einem Tisch zu arbeiten und die Mittagspause zusammen zu verbringen. Sie sitzen nebeneinander an einer durchgängigen Tischplatte im Treppenhausabschnitt vor einem Fenster.

Thorben sitzt auf der linken Seite. Vor ihm steht sein Netbook,

daran angeschlossen sind eine Maus mit Mousepad, ein USB-Ventilator und Kopfhörer. Vor dem Computer liegt ein aufgeschlagenes Buch. Links davon steht eine PET-Wasserflasche, rechts vom Laptop liegen Textmarker, ein Kugelschreiber, ein Tüte mit Süßigkeiten sowie Bücher und ringgebundene Texte. Unter dem Tisch stehen Thorbens Schuhe, die er ausgezogen hat, sowie ein Bücherkorb. Thorben bringt alles mit, was er auch zu Hause zum Arbeiten braucht: *„ich hab im Grunde genommen alles so in Miniaturformat; Laptop, Maus, etc. [...] Um dann jeden Morgen wieder so ein Büro quasi aufzumachen.“* Für längere Pausen nimmt er seine Wertgegenstände mit; bei kürzeren Pausen bittet er seinen Tischnachbarn, auf seine Sachen aufzupassen.

Max hat seinen Laptop etwas nach hinten geschoben, darauf ist ein Dokument geöffnet. Vor dem Laptop liegt ein Kugelschreiber. Aufgeschlagene Bücher sowie ein Ordner sind links vom Computer angeordnet; auf der rechten Seite liegen einige Zettel und Kopfhörer. PET-Wasserflasche, Laptophülle und Bücherkorb befinden sich ganz rechts auf dem Tisch.

Beide kommen in die Bibliothek, um sich besser auf ihre Arbeit konzentrieren zu können und um „unter Leute“ zu kommen. Thorben versucht, Freizeit und Studium räumlich zu trennen: *„das ist ein bisschen so wie, als wenn ich zum Arbeitsplatz gehe. [...] um das Gefühl dafür zu haben, dass man richtig was getan hat, da nützt es mir einfach viel mehr, wenn ich dann wirklich raus gehe, sozusagen das als meine Arbeit sehe, wie andere Leute woanders hingehen und arbeiten, Geld verdienen, ist meine Arbeit halt mehr oder weniger momentan Masterarbeit schreiben.“* Während Max nur eine Wasserflasche und Kopfhörer als „indirekte“ Arbeitsmittel mitbringt, hat Thorben zusätzlich Süßigkeiten sowie einen Miniventilator dabei.



Die Kopfhörer werden von beiden zum Musikhören in der Pause genutzt, sind aber auch notwendig, um audiovisuelle Medien in die Recherche mit einzubeziehen. Das Ausziehen der Schuhe am Sitzplatz zeugt von einer vergleichsweise ungezwungenen Atmosphäre.

Tobias

Tobias studiert Jura und lernt meist im Juridicum, die Zentralbibliothek der SuUB ist für ihn ein Ausweichort. Seinen Arbeitsplatz sucht er meist in der gleichen Ecke, wegen der Ruhe und der Helligkeit. Auf der vorderen Hälfte der Tischplatte liegen zwei Stapel Zettel und ein Kugelschreiber. Im hinteren Bereich stehen sein angeschalteter Laptop sowie eine PET-Flasche mit koffeinhaltiger Limonade. Rechts liegen ein Notizbuch, ein Zettel sowie eine kleine Broschüre. Rechts neben ihm auf der Fensterbank steht ein leerer Bücherkorb, über der Stuhllehne hängt ein Pull-over. Wenn er länger an seinem Platz sitzt, zieht er seine Schuhe aus.

Seinen Laptop lässt er nicht unbewacht auf dem Arbeitstisch stehen, da er die Erfahrung gemacht hat, dass Laptops in Bibliotheken geklaut werden. Auch Portemonnaie und Handy lässt er nicht unbeaufsichtigt zurück.

Zu Hause möchte er nicht lernen, er sagt, dort sei er zu sehr abgelenkt.

Tobias scheint nur das Nötigste zu seinem Arbeitsplatz zu bringen. Die Trinkflasche sowie die Broschüre sind jedoch Objekte, die von den „direkten“ Arbeitsmitteln abweichen.

Jasmin

Das Fallbeispiel von Jasmin fällt etwas aus dem Rahmen, da ich nur ihren Bücherwagen und nicht ihren Arbeitsplatz in der Bremer Universitätsbibliothek fotografiert habe. Dennoch ist es interessant; denn Jasmin hat besonders Körperpflege in ihren täglichen Arbeitsablauf integriert. Im unteren Fach des an der Vorderseite verglasten Bücherwagens sind Bücher locker aufgestapelt. Im oberen Fach sind im Hintergrund links Bücher in einer Reihe aufgestellt. Rechts davon liegen einige Flyer und Zettel sowie ein Päckchen Wattepad. Im Mittelgrund des Faches stehen mehrere Fläschchen Nagellack, ein Sprüh- und ein Rolldeodorant, eine Flasche Nagellackentferner, vier Parfümflakons und eine Tube Handcreme. Ganz vorne an der Scheibe befinden sich von links nach rechts: eine Verpackung mit Nasensteckern, ein gehäkeltes Deckchen, das mit dem Schriftzug „pussystyle“ bestickt ist, drei Textmarker, ein Haufen Zettel, auf dem ein glänzendes, rosafarbenes, herzförmiges Objekt liegt, eine Dose Hustenbonbons, ein ausgeschnittener Cartoon sowie mehrere Klebesammelbildchen mit darauf abgebildeten Fußballspielern.

Außerdem befinden sich nach Jasmins Aussage – vermutlich unter den Flyern im oberen Fach - Zahnbürste und Zahnpasta zur alltäglichen Zahnpflege. Auf ihren Bücherwagen angesprochen berichtet sie, dass das Lackieren ihrer Nägel bei den anderen NutzerInnen Unverständnis hervorrufe.

Jasmin schreibt, ihr *„Bücherwagen sorgt hier immer wieder für Aufsehen, manche denken, er gehöre zu der derzeitigen Bibliotheksausstellung „Wandern im Wissen“*.¹⁹ Sie selbst, aber auch die Verglasung des Bücherwagens ironisierend nutzt sie diesen als Ausstellungsdisplay. Durch die Verwendung von Nagellacken und Nagellackentferner markiert sie ein besonders großes olfaktorisches Territorium¹⁹. Dies steht im Kontrast zur Neutralität und Rationalität der Umgebung Bibliothek, die Körperlichkeit weitgehend ausblendet und

erscheint deshalb als unangemessen.

Jasmin verweist einerseits auf die Ausstellungssituation in der Bibliothek und schreibt sich gleichzeitig in die Räume der Bibliothek ein. Durch die „Unpassendheit“ ihres Arbeitsinventars wird sichtbar, dass Körperlichkeit und weiblich konnotierte Objekte in den Bibliotheksräumen weitgehend ausgeblendet werden; der „pussystyle“ ist dem akademischen Habitus entgegen gestellt. Im Vergleich zu den anderen Fallbeispielen ist Jasmins Aneignung des Bücherwagens eine neue Strategie der Raumeignung.

Ergebnisse – Was bedeutet das alles?

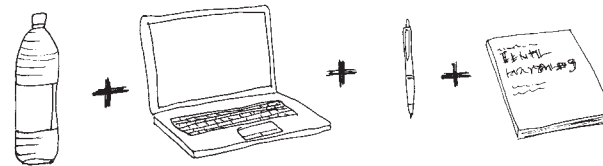
Das Gesamtinventar der untersuchten studentischen Arbeitsplätze beläuft sich auf 7 Trinkflaschen, 7 Laptops, 4 Paar Kopfhörer, 1 Tüte Fruchtgummi, 13 Flaschen Nagellack, 1 Mobiltelefon, 1 Sonnenbrille, 1 USB-Ventilator, 5 Kugelschreiber, 1 Federmappe, 1 Päckchen Watte pads, 2 Deodorants, 1 Flasche Nagellackentferner, 4 Parfümflakons, 1 Tube Handcreme, Nasenstecker, 1 textiles Objekt mit dem Schriftzug „pussystyle“, 1 herzförmiges Objekt, 1 Dose Hustenbonbons, mehrere Klebesammelbildchen sowie eine ungezählte Menge Bücher und Zettel. Während sich die Trinkflaschen und Laptops gleichmäßig über die untersuchten NutzerInnen verteilen, ist eine Konzentration der Kopfhörer in der Universitätsbibliothek Osnabrück sowie eine Häufung der Kosmetikartikel in Bremen zu beobachten.

Typische Arbeitsinventare von StudentInnen bestehen aus der Grundausrüstung Laptop, Trinkflasche, Stift und Papiere. Die Grundausrüstung wirkt im Umfeld der Bibliothek selbstverständlich, unverdächtig und gehört mit Ausnahme der Trinkflasche zum Bereich der „direkten“ Arbeitsmittel. Verdächtig, provokativ oder erstaunlich erscheinen vor al-

lem die „indirekten“ Arbeitsmittel aus dem Bereich Körperpflege, die größtenteils weiblich konnotiert sind. Sie ziehen Aufmerksamkeit auf sich, da sie von der üblichen, intendierten Nutzung abweichen und machen so deutlich, dass Bibliotheksräume durch ihre Ausstattung Körperlichkeit (und Geschlecht) eher ausblenden.

Wie hängen die Arbeitsinventare nun mit der Ausstattung der Räume zusammen?

Als allgemeiner Rückschluss auf studentische Kultur lässt sich formulieren, dass sich die Vermischung von Freizeit und Arbeit auch in den Arbeitsinventaren wiederfindet. Diese Vermischung wird von vielen StudentInnen als Problem empfunden, wie auch im Katalogbeitrag „Auf morgen verschoben“ deutlich wird. Insbesondere in den geisteswissenschaftlichen Fächern sind die Bereiche Arbeit und Freizeit sowie Privatheit und Öffentlichkeit traditionell eher vermischt. Indem die StudentInnen die Universitätsbibliotheken als Arbeitsraum nutzen, vollziehen sie eine räumliche und zeitliche Trennung der Bereiche Arbeit und Freizeit. Dies könnte mit dem Bachelor-Master-System und der damit einhergehenden Professionalisierung – einer Orientierung auf den Arbeitsmarkt – zusammenhängen. Das ursprüngliche Konzept der Oldenburger Bibliothek unterstützt eher eine Vermischung dieser Bereiche, die Veränderungen in der Ausstattung tendieren jedoch wieder hin zu einer räumlichen Trennung.



studentische Arbeitsinventare: Grundausrüstung

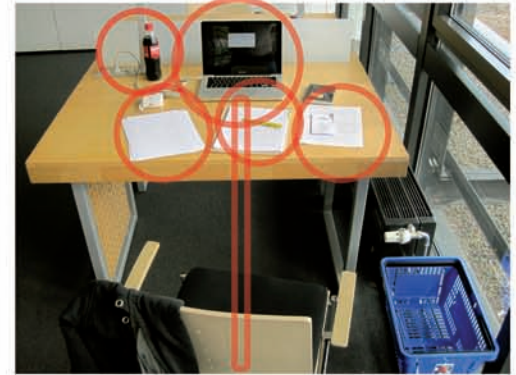
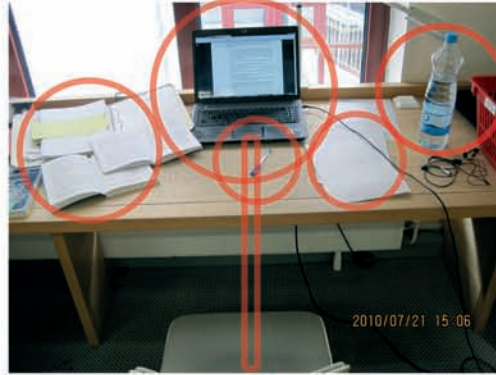




Foyer der Universitätsbibliothek
Oldenburg in den
1980er Jahren (Quelle:
ABI-Technik. Zeitschrift für
Automation, Bau und Technik
im Archiv-, Bibliotheksund
Informationswesen.,
Jg. 6, H. 2, S. 92.)



Foyer der Universitätsbibliothek Oldenburg 2010
Quelle: sb



Mit Musik geht alles besser!?

DA

Im Zusammenhang mit der Ausstellung „Studenteria - Menschen mit Immatrikulationshintergrund“ habe ich mich mit den verschiedenen Arbeitsweisen der Studenten_Innen beschäftigt. Aus persönlichem Interesse wählte ich den Schwerpunkt: Arbeitsweise mit Musik. Ich selbst höre gerne klassische Musik beim Verrichten von studentischen Tätigkeiten, beispielsweise beim Schreiben von Hausarbeiten. Nach alten Forschungsergebnissen bin ich damit kein gutes Vorbild. Jahrzehntlang war man der Meinung, Musikbeschallung würde vom Lesen, Schreiben und Lernen ablenken.

Dessen ungeachtet ist mir in den letzten Semestern aufgefallen, dass Musik aus dem studentischen Alltag nicht wegzudenken ist. Seit einigen Jahren ist es unter Studenten_Innen immer verbreiteter, mit Kopfhörern Musik in den Lesesälen der Bibliothek zu hören. Ich stellte mir die Frage: Wieso macht die Studenteria das? Um sich zu entspannen? Um durch frischen Schwung und Rhythmus die Lernprozesse zu unterstützen? Oder einfach, um Nebengeräusche auszuschalten?

Hören im Gehen¹ oder irgendwo unterwegs, unabhängig von der gewichtigen heimischen Anlage – DEM Statussymbol älterer Studentengenerationen. Zu Zeiten, als hoch-

schulpolitische Positionen noch über den Musikgeschmack darstellbar waren – das war damals eine kleine Revolution. Immer neue Assoziationen, Vorstellungen und dadurch vielleicht auch neue Erkenntnisse konnten im variantenreichen Zusammenfügen von Musik, Stadtbild und eigener Gangart entstehen. Seither gibt es kleinere, klangverbesserte, leichtere und erschwinglichere Geräte. Heute befinden sich in jedem Mobiltelefon zur Freude der Studenteria Funktionen, um Musik hören zu können.

Bei all dem Gedudel, dass man sich selbst antut oder von dem man im öffentlichen Raum beschallt wird, muss man sich aber auch nach möglichen negativen Auswirkungen auf unser Gehör und die Gesundheit fragen. Bei Rechercharbeiten, besonders im Hinblick auf die Lernprozesse, bin ich auf einige interessante Studien gestoßen.

Zu den negativen Einflüssen gehört u.a. die ansteigende Schwerhörigkeit von Jugendlichen und jungen Erwachsenen.² Die Studien beschäftigen sich mit den Auswirkungen, die das Hören von zu lauter Musik mit Kopfhörern auf Gesundheit, Psyche und das soziale Verhalten hat.³ Außerdem werden die Auswirkungen der Dauerbeschallung durch Lärm untersucht. In der Lärmforschung steht fest, dass nicht nur Gehörschäden, sondern auch Herz-Kreislauf-Erkrankungen von Lärm ausgelöst werden können.⁴

Seit einigen Jahrzehnten hat es sich die Musikpsychologie zur Aufgabe gemacht, zu erforschen, inwieweit Musik das menschliche Gehirn, die Psyche und Emotionen oder gar die Leistungsfähigkeit der Menschen beeinflusst.⁵ Es finden sich widersprüchliche Ergebnisse, was die gesteigerte Produktivität durch Musikhören angeht. Zum einen ergaben Forschungen, dass Musik hören in bestimmten Situationen eher ablenkt als fördert. Zum anderen stellten Studien jedoch fest, dass langsame Barockmusik im Hintergrund das Lernen von Vokabeln fördert.⁶ 1989 konnte ein Forscher zei-

gen, dass *„durch die Musik eine angenehme Lernumgebung entsteht und sich die Schüler subjektiv entspannt fühlen. Vermutlich sind die Nebeneffekte der Lernsituation der eigentliche Grund für verbesserte Lernleistungen beim Vokabellernen bei entsprechender Musik.“*⁷ Wohingegen Reinhard Kopez dazu rät, in anspruchsvollen Lernsituationen, die keine monotonen Arbeitsschritte beinhalten, lieber keine Musik zu hören.⁸

Eine Studie der Technischen Universität Dortmund von 2010 hat 88 Schüler über mehrere Wochen einem Konzentrationstest unterzogen, während die Schüler_Innen ihre Lieblingsmusik hörten. Das erstaunliche Ergebnis der Studie ist, dass dieser Lärmteppich sich nicht negativ auf den Lernprozess auswirkte. Nun können die Schüler_Innen und ihre Eltern, aber auch die Studenten_Innen und ich selbst aufatmen – das alte Gebot während konzentriertem Arbeiten keine Musik zu hören - kann gelockert werden. Denn das Resultat der Studie zeigt, dass der alltägliche Klangteppich die Schüler_Innen und die, die es einmal waren, abgestumpft hat. *„Musik ist überall, daher reagiert der Körper nicht mehr“*, erklärt Prof. Rötter. *„Sie ist praktisch wie ein Accessoire, das nicht störend wirkt. Der Musikpsychologe Prof. Klaus-Ernst Behne spricht in diesem Zusammenhang provokant von der »Hornhaut auf den Ohren« vieler Jugendlicher.“*⁹

Zum Schluss komme ich zum eigenen kleinen Forschungsfeld. Ca. 30 Oldenburger Studenten_Innen haben mir folgende Fragen beantwortet: Hört die Studenteria Musik beim Arbeiten für die Universität oder lieber nicht? Warum hört sie Musik? Welche Musik wird bevorzugt?¹⁰



Typ

„Calm-Down-Typ“ - beim Lesen und Schreiben.

„Energy-Shot-Typ“ - beim Büchersuchen oder in der privaten Freizeit auffindbar.

„Turn-Off-Typ“ - beim Büchersuchen oder in der privaten Freizeit auffindbar.

Musikstil

Klassische oder ruhige Musik, möglichst ohne Gesang.

Schnelle Musik bevorzugt, auch mit stärkeren Bässen und Rhythmen.

Ist egal was gehört wird, Hauptsache die Nebengeräusche werden ausgeblendet.

Das Ergebnis, mit dem ich nach meinen subjektiven Eindrücken nicht gerechnet hätte: Ein Drittel lauscht oft oder immer Musik, ein weiteres Drittel hört manchmal Musik für universitäre Arbeiten und ein Drittel gar nicht. Ich habe drei wesentlichen Typen von Musikkonsumenten herausgearbeitet, die in der Studenteria vorkommen: Der „Calm-Down-“, der „Energy-Shot-“ und der „Turn-Off-Konsument“.

Von denen, die für Uni-Tätigkeiten Musik brauchen, nutzt etwa die Hälfte den Laptop, da dieser eh für die studentische Arbeit benötigt wird – man vergleiche hier den Beitrag zur irritierenden Ambivalenz des Computers, Arbeitsgerät und zugleich Ablenkungsmedium zu sein. Musikhören über den Laptop bzw. das Notebook erweckt offenbar den Eindruck, es sei doch irgendwie Arbeit. Aber ebenso häufig werden die Songs und Lieder über den Mp3-Player konsumiert. Jenes Drittel, das keine Musik in der Bibliothek oder bei Arbeiten für die Uni andernorts hören will, lauscht aber dennoch der Lieblingsmusik zu Hause. So steht in mancher WG ein Verstärker, der dann schon mal lauter gedreht wird, ab und zu so laut, dass er den Löffel abgibt. Die Mehrheit hört Musik

zum Entspannen und Ausblenden von Nebengeräuschen und zwar während einer Zeitspanne von mindestens 30 Minuten und noch länger. Eine Minderheit lauscht den Tönen und Klängen über Kopfhörer, um ihre Konzentration zu fördern oder die Gedanken zu fokussieren.

Bei der Frage nach einer speziellen Musikauswahl für bestimmte Arbeitsschritte lässt sich die Tendenz feststellen, dass die Studenteria oft ruhigere Musik ohne Text und Gesang beim Schreiben von Arbeiten auswählt. Allerdings gab die Hälfte der Befragten an, dass sie keine bestimmte Auswahl bevorzugt.

Abschließend lässt sich sagen, dass Musikhören für fast alle Studierenden in ihrem Alltag wichtig, aber während studentisch relevanter Tätigkeiten für die Uni anscheinend weniger bedeutend ist. Viele genießen die Musik bei Partys und in Diskos, oder bei monotonen lästigen Arbeiten im Haushalt – und manchmal kann das Ordnen von Mitschriften, das Aufräumen des Mailaccounts oder das Versenden von Protokollen dazu zählen. Eine schlüssige Antwort auf die Frage, warum die Studenten Musik hören, lässt sich nicht so einfach finden. Zu guter Letzt kann ich mitteilen, dass mich bei der Entstehung dieses Textes die Goldberg-Variationen von Bach unterstützt haben. Denn ich bin davon überzeugt: Mit Musik geht eben doch alles besser!

Jahr

1978

1984

1992

1997

Gerät

Sony Walkman

Sony Discman

Sony Minidiscplayer

Mp3-Player

Internetquelle: <http://www.tonaufzeichnung.de/> (04.03.2011)
oder Kemper, Peter: Media Mobils, S. 271.



KEINE DIE ANDER VERARBEITEN
DU MUSIK BETEILIGT SICH



| Frage | Ja | Nein |
|--|----------------|-------|
| Hörst Du Musik beim Arbeiten für die Universität? | ..... | ..... |
| Welche Musik bevorzugst Du? | ..... | ..... |
| Wenn ja, wie lange hörst Du Musik? | Kurz & und lät | ..... |
| Hörst Du spezielle Musik bei bestimmten Arbeitsvorgängen? | Zum Er- Kon | ..... |
| Warum hörst du Musik? | ..... | ..... |
| Wie wichtig ist Musik hören bei studentischen Arbeiten für Dich? | ..... | ..... |
| st Du bevorzugt Musik in Bibliothek? | ..... | ..... |

„ ...

Doch bleibt das Wort ein zartes Wesen,
Bald krank und aber bald genesen.
Willst ihm sein kleines Leben lassen,
Mußt du es leicht und zierlich fassen,
Nicht plump betasten und bedrücken,
Es stirbt oft schon an bösen Blicken -
Und liegt dann da, so ungestalt,
So seelenlos, so arm und kalt,
Sein kleiner Leichnam arg verwandelt,
Von Tod und Sterben mißgehandelt.

Ein totes Wort - ein häßlich Ding,
Ein klapperdürres Kling-Kling-Kling.
Pfui allen häßlichen Gewerben,
An denen Wort und Wörtchen sterben!“

Friedrich Nietzsche

„*BildungsinländerIn*“ – *Zu(m) Wort kommen* AL

Dem *Wort*, allgemeiner Sprache scheint eine magische Anziehungskraft innezuwohnen.

Vor und nach Friedrich Nietzsches poetischen Inspizierung des Wesens eines *Wortes* haben auch viele andere nach dem Sinn, der Funktion, den Lücken und Tücken und der Macht von *Worten* gefragt. Der platonische Dialog *Kratylos* widmete sich bereits 360 v. Chr. der Frage, wie die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks zustande kommt. Viele Jahrhunderte später folgte die Etablierung der strukturalistischen Sprachbeschreibung durch Ferdinand de Saussure. Weitere folgten, sowohl Untersuchungen von Sprache, als auch *Wörter*.

Warum Sprache so interessant, und um in Nietzsches Sinne zu sprechen, *lebendig* sein kann, lässt sich manchmal an einem einzigen *Wort* festmachen.

„BildungsinländerIn“ ist beispielsweise eines dieser neuen Wörter, für viele. Eine Erfindung, die ein durchaus ehrenwertes Ziel verfolgt; nämlich allen Studierenden, die ihre Hochschulzugangsberechtigung in Deutschland oder an einer deutschen Schule erworben haben den gleichberechtigten Zugang zum Studium zu gewähren. Hat man die Hochschulzugangsberechtigung in Deutschland erworben, dann darf man sich „BildungsinländerIn“ nennen. Oder sind doch nicht alle gemeint? Im Falle des Begriffs „BildungsinländerIn“ scheint es davon abzuhängen, von wem das *Wörtchen* gerade *betastet* wird.

Für die Universität Hamburg gelten alle diejenigen als „BildungsinländerInnen“, „die ein deutsches Abitur (oder das schweizerische oder österreichische Äquivalent) im deutschsprachigen Europa gemacht haben oder die ein deutschsprachiges erstes Studium an einer Universität im deutschsprachigen Europa abgeschlossen haben oder deren Muttersprache deutsch ist und die im Wesentlichen im deutschsprachigen Europa aufgewachsen sind.“¹ Im Gegensatz dazu gelten für die Georg-August-Universität Göttingen nur Studierende mit ausländischer Staatsangehörigkeit und deutscher Hochschulzugangsberechtigung als „Bildungsinländer“.²

Der Deutsche Bundestag schließt sich an. Laut des Schriftstückes „Unterrichtung durch die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration“ (2010) gelten als „Bildungsinländer“³ „in Deutschland wohnende Ausländerinnen und Ausländer, die ihre Hochschulzugangsberechtigung in Deutschland erworben hatten.“⁴

Und nun? Wem soll Glauben geschenkt werden? Der Bildungsinstitution Universität, die Studierende dazu auffordert, gewissenhaft und präzise mit Begriffen zu hantieren, genau zu definieren, um vage Annahmen zu vermeiden oder der höchsten politischen Instanz?

Müssen wir dem Deutschen Bundestag vielleicht sogar glauben, weil er als einziges Verfassungsorgan des Bundes direkt vom Staatsvolk gewählt wird, wir unsere Zustimmung insgeheim bereits gegeben haben?

2008 wurde das Skript zu einer an der Carl von Ossietzky Universität durchgeführten Studie veröffentlicht. „BildungsinländerInnen an deutschen Hochschulen am Beispiel der Universität Oldenburg“⁵ lautet der Titel dieser empirischen Studie, die sich laut Beschreibung der Untersuchung erfolgshemmender Faktoren im Studienverlauf widmet und die im gleichen Zuge Empfehlungen zur Verbesserung der Studienleistungen durch HochschullotsInnen aussprechen möchte. Hier handelt es sich bei „BildungsinländerInnen“ zunächst um „Studierende mit einer nicht-deutschen Staatsangehörigkeit, die ihre Hochschulzugangsberechtigung in Deutschland erworben haben“.⁶ Zunächst. Da sich für die Teilnahme an der Befragung nicht genügend „echte“ „BildungsinländerInnen“ zur Verfügung stellten, „wurde die Suche nach TeilnehmerInnen auch auf eingebürgerte Studierende und Studierende mit doppelter Staatsangehörigkeit ausgeweitet“.⁷

Darf sich seit der Studie nun jede/r Studierende, der das *Wörtchen* „Ausländer“ für sich *sterben* ließ, in dem vielleicht trotz dessen ein Rest „ausländischen“ Blutes fließt auch „BildungsinländerIn“ nennen? Vielleicht dürfen es sogar diejenigen, die einen genaueren Blick auf den eigenen Stammbaum werfen?

Fragen, die sich kaum beantworten lassen.

Entscheidender als die Frage danach, wer sich nun „BildungsinländerIn“ nennen darf oder muss, scheint die Frage danach, welche Assoziationen durch dieses Wortarrangement geweckt werden und welche Bedeutung daraus resultiert. Arnie Jan Gelderblom hat uns als einer von vielen darauf aufmerksam ge-

macht, dass Zeichen, und wir begreifen *Worte* als solche, Werte darstellen, Interessen und hierarchische Verhältnisse ausdrücken, Macht haben und in diesem Sinne bewusst oder unbewusst verwendet und perzipiert werden.⁸

Im Begriff „BildungsinländerIn“ scheint eine spezifische Macht fixiert zu sein, die Macht eine Grenze zu ziehen, eine Grenze zwischen „Uns“ und den „Anderen“.

Auf die Bitte hin, den Begriff „BildungsinländerInnen“ zu definieren, vermuteten zehn befragte Studierende, dass es sich entweder um „Deutsche“, oder aber um „Ausländer“, die den deutschen Bildungsweg bestritten haben und aus diesem Grund ausschließlich in Bezug auf ihre Bildung als „Inländer“ zu betrachten sind, handeln müsse. Der Begriff „InländerIn“ scheint stets als Opposition zum Begriff „AusländerIn“ verstanden zu werden wodurch sich diese Trennung vollzieht.

So verbirgt sich auch hinter dieser Komposition aus zwei *Wörtchen* ein ziemlich *lebendiges* und agiles Wesen, das stets mit der Ambivalenz im eigenen Ich zu kämpfen hat.

Es bleibt unbestreitbar, dass wir für die Konstruktion einer gemeinsamen sozialen Welt die Konstruktion von Bedeutung brauchen. Gleichzeitig bleibt es jedoch fraglich, ob Begriffe die über Ex- und Inklusion entscheiden nicht zur Diskussion gestellt werden sollten.

Die Philosophin und Philologin Judith Butler macht uns darauf aufmerksam, dass angeblich natürliche Sachverhalte diskursiv und durch kulturelle Denksysteme und Sprachregeln bestimmt sind, ebenso wie durch wissenschaftliche Diskurse und politische Interessen. Sie betrachtet *Worte* als performative Akte, die nicht nur die Macht haben, etwas zu beschrei-

ben, sondern denen handlungsartige Qualität zukommt, indem sie das, was sie bezeichnen, auch vollziehen.⁹ *Worte* bzw. Sprache nehmen also den Charakter einer sozialen Tatsache an. Muss demzufolge der/dem vermeintlichen „AusländerIn“ nun klar werden, dass sie/er sich abgesehen von ihrer/seiner Bildung als solcher zu begreifen hat?

Und wenn, dann ist man halt „AusländerIn“, oder? Es bleibt ein Problem, weil *Worte* bzw. Begriffe *leben*, wachsen und sich entwickeln. Die Deutung von Zeichen, so Stuart Hall, basiert auf hegemonial mitgetragenen Konnotationen, wobei die Einheitlichkeit in der Deutung den Zeichen nicht natürlich zukommt. Historische und kulturelle Entwicklungen lassen die *Worte* wandern. Es handelt sich also um einen Prozess, an dem eine Gruppe daran beteiligt ist, die mentalen Konzepte, die mit einem *Wort* verbunden werden zu ordnen, sie zu klassifizieren und komplexe Verhältnisse zwischen ihnen herzustellen,¹⁰ kurz: ihnen *Leben* einzuhauchen.

Ein Zeichen bedeutet also aufgrund seiner gesellschaftlichen Prägung und muss deshalb immer im Rahmen des historisch sozialen Kontextes betrachtet werden.¹¹

Am Beispiel des Begriffs „AusländerIn“ lässt sich dieser Entwicklungsprozess nachzeichnen.

Ist hierzulande vom/ von der „AusländerIn“ die Rede, so wird der Begriff oft nicht in seiner ursprünglichen Bedeutung verwendet, nämlich nicht, wenn die Rede von jemandem ist, der seinen Hauptwohnsitz im Ausland hat, sondern meist, wenn man jemanden meint, der seinen Hauptwohnsitz in Deutschland hat leider. Das *Wort* wird, so scheint es, oftmals als Synonym zum „Unerwünschte/r“ und somit als verletzende Redewendung verwendet.

Judith Butler macht uns einen Vorschlag: Da wir als Gesellschaft für die Einkleidung der Begriffe mit Bedeutung verantwortlich sind, besser noch, es sein dürfen (!), schlägt sie strategisches Vorgehen vor. Die Strategie besteht darin, sich die Kraft des verletzenden Sprechens fehlanzueignen,

um den verletzenden Verfahren entgegenzutreten. Butler versucht uns zu zeigen, dass das Sprechen zwar durch den gesellschaftlichen Kontext definiert wird, aber dennoch durch die Fähigkeit ausgezeichnet ist, mit diesem Kontext brechen zu können.¹² Diese, der Performativität innewohnende Ambivalenz, schafft die Möglichkeit für eine aktive „Um-bedeutung“ von Begriffen.

Ein durchweg konstruktiver Vorschlag, aber sind wir in Bezug auf Begriffe „In“- und „AusländerIn“ schon soweit? Können und sollten *Worte* wie diese *sterben*, oder können wir die *Worte* sogar auf eine Weise *bedrücken*, die sie *sterben* und in anderer Form wieder auferstehen lassen? Wie Nietzsche darauf antwortet wissen wir nun:

„Pfui allen häßlichen Gewerben,
An denen Wort und Wörtchen sterben!“

Ich sage: Willkommen im Gewerbe „Gesellschaft“, wo das *Wörtchen* manchmal ein langes *Leben lebt!*

BildungsinsländerInnen

„Was essen Studenten immer so?
Die haben doch keine Zeit zum Kochen???
Schnelle, gesunde Gerichte?

gefragt von Lindsay90 am 02.10.2009 um 16:29 Uhr:
Kennt Ihr schnelle Gerichte?

beantwortet von Acer2009 am 2.Oktober 2009 16:31:
Fast Food weil sie eh nur auf Demos rumhängen!

kommentar von relaxan am 2.Oktober 2009 16:36:
lol si isses DH (sic!)

beantwortet von relaxan am 2.Oktober 2009 16:30:

Studentenfutter“¹

DH

„Nudeln und Fertigpizza“, „Bier und Zigaretten“, „einfach irgendwas“, Studierende essen scheinbar schlecht. Zumindest meinen das die meisten, die ich gefragt habe. Ich selbst, 26 Jahre alt, männlich, verheiratet und Masterstudent an der Uni in Oldenburg, glaube da eine Ausnahme zu sein. Ich denke, ich ernähre mich gesund.

Der Nestlé-Konzern bekräftigt meine These. Sein Ernährungstypentest² stuft mich als Nestwärmer ein, also als leidenschaftlichen Koch und Genussmenschen, der Wert auf gesunde und ausgewogene Ernährung legt, dem Qualität einen höheren Preis wert ist und der seinen Lebensmittel-punkt in der Verantwortung für die Familie findet.³

Im Großen und Ganzen passt das und stimmt mich erstmal zufrieden. Denke ich aber etwas genauer zurück, tauchen Bilder von durchschnäpsten Nächten in Rauchschwaden, Fast-Food Restaurants, gehetztem Schnell-irgendwas-reinstopfen und anderen Eskapaden vor meinem inneren Auge auf, die das erste „Ich ernähr mich also echt gesund“-Gefühl wegblasen. Und das war nicht ab und zu gelegentlich, sondern alles in der letzten Woche. Ich komme ins Zweifeln. Es könnte doch etwas dran sein, am ungesunden Studentenessen.

Vielleicht macht mich ein Besuch in der Mensa schlauer. Da geht schließlich jeder Studierende im Schnitt viermal die Woche hin, meistens zum Mittagessen.⁴ Danach gefragt, was die Studis dort so essen, gab mir Herr Hemmen, der Leiter der Verpflegungsbetriebe des Studentenwerks Oldenburg, bereitwillig Auskunft: In der Oldenburger Mensa sind Hähnchenfleisch, Pommes und Ketchup am beliebtesten. Insgesamt werden mittags mehrheitlich Fleischgerichte gegessen, in der Cafeteria laufen täglich 800 Tassen Kaffee aus den Automaten und von diesen Tassen müssen jedes Semester ca. 90 Prozent ersetzt werden, da sie auf mysteriöse Weise verschwinden (sic!).⁵ Vielleicht gibt es also weniger ein Verpflegungs- als ein Geschirrspülerproblem, zumindest was die Quantität angeht. Ansonsten siegt klar das Ungesunde, obwohl in Oldenburg durchaus gesunde Alternativen angeboten werden und Niedersachsen und Bremen auf Platz zwei der Rangliste, der gesündesten Deutschen stehen, nur knapp hinter Mecklenburg-Vorpommern.⁶

Zurück zuhause, recherchiere ich im Netz nach dem allgemeinen Essverhalten der Studierenden und finde eine Umfrage durch die Internet-Plattform StudiHELP. Nach dieser stehen Nudeln, Reis, Bier und Zigaretten an der Spitze der studentischen Lebensmittelpyramide und decken gemeinsam die Hälfte des Speiseplans ab.⁷ Gesund ist das wieder nicht und auch wenn sie vielleicht nicht ganz ernst gemeint

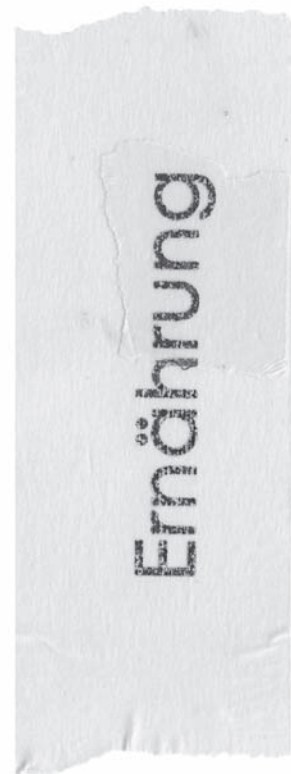
sein mag, bestätigen die Ergebnisse der Befragung meine eigenen Erfahrungen und die gängigen Vorurteile zum „Studentenfutter“.

Doch nicht nur das. Sie ist wohl tatsächlich nah an der Realität. Verglichen mit älteren Menschen leben 18- bis 29-Jährige laut dem DKV-Report „Wie gesund lebt Deutschland?“⁸ nämlich am ungesündesten. Zwar trinken sie weniger Alkohol, ernähren sich jedoch insgesamt schlechter, rauchen mehr und essen zu wenig Obst und Gemüse.⁹ Der jungen und studentischen Küche mangelt es demnach tatsächlich an Gesundem. Nur knapp ein Drittel der Befragten erreicht bei „Wie gesund lebt Deutschland?“ die Richtlinien im Bereich Ernährung. Dabei gibt es doch so viele Kochbücher und Internetseiten die Rezepte für leckeres, schnelles preiswertes und zugleich gesundes Essen anbieten.

Ich gebe mich geschlagen. Wir ernähren uns unterm Strich tatsächlich nicht gerade prächtig und die wenigen studentischen Starköche, die ich kenne, können den ungesunden Lebensstil ihrer Kommiliton_innen leider nicht ausgleichen, obwohl sie fleißig, mit frischen Zutaten ohne Zusatzstoffe, komplett vom Markt und so gesund wie nur möglich backen, kochen, braten, dünsten oder auf andere Weise wahre Köstlichkeiten zubereiten.

Trotzdem besteht kein Grund zur Panik. Genauer hingesehen fehlt es an gesundem Essen nämlich nicht nur in der Studentenküche. Insgesamt betrachtet erreicht nicht einmal die Hälfte aller Befragten die Richtlinien.¹⁰ Deutschland ernährt sich also allgemein nicht sehr gut.

Auf lange Sicht sieht es zudem für Akademiker vergleichsweise gut aus: Zum einen steigt das Gesundheitsbewusstsein mit dem Alter allgemein an, zum anderen weisen Personen mit einem abgeschlos-



senen Studium die gesündeste Ernährung auf. Dazu sinkt parallel zur Höhe des Abschlusses die Raucherquote und Stress wird besser verdaut. Nur getrunken wird weiterhin gerne und sogar etwas mehr.¹¹ Dazu liegt nach Nestlé gutes Essen und Trinken derzeit im Trend.¹²

Ich selbst muss mir eingestehen, dass ich doch nicht so gesund esse, wie angenommen. Heute beispielsweise gab es bei mir den Tag über bisher: Schweizer Rösti mit Käse zum Brunch (bin spät aufgestanden), Fladenbrot mit Butter, einen Apfelkrapfen und ein Magnum Schokolade, vier Espresso und vier große Gläser Apfelschorle, obwohl ich auf den Partymagen von gestern eher vier Liter hätte trinken müssen. Unterm Strich also zu wenig Flüssigkeit, zu viel Fett, zu viel Zucker. Aber ich bin ja auch in einer Arbeitsphase und in der haben viele Studierende nach einer Umfrage der DAK entweder fast gar keinen Hunger oder „ein unstillbares Verlangen nach bestimmten, meist ungesunden Speisen“.¹³

Macht nichts. Wenn ich die viele Arbeit hinter mir habe, mach ich mich fit und ernähre mich gesund, das ist zumindest der Plan. Wie das geht, steht zum Beispiel auf der Webseite des Studentenwerks. Ich muss angeblich nur reichlich pflanzliche, ausreichend tierische und wenig fettreiche Lebensmittel mit genügend Zwischenmahlzeiten essen, dazu genug trinken und mich bewegen.¹⁴

Vielleicht findet sich ja noch jemand, der mit macht. Wir könnten uns dann ja erstmal auf einen Kaffee an der Uni oder gerne auch in irgendeiner Küche treffen. Da lassen sich erfahrungsgemäß die besten Pläne schmieden, besonders auf WG-Partys zu schon wieder früher Morgenstunde. Das klingt doch fast nach einem Erfolgsrezept.



Essen wir so
ungesund?



Das beliebteste Mensagericht:
Hähnchenfleisch mit Pommes
und Ketchup.

Heißgeliebter Kaffee!



Der schnöde Mammon

PN

Geld regiert die Welt, heißt es in einem Sprichwort. Das Dach über dem Kopf, die Kleidung am Körper und auch der kleine Luxus, den sich ab und zu jeder von uns gönnt – das alles ist ohne Geld eher schwer zu haben. Und trotzdem, oder vielleicht auch gerade deshalb, heißt es im Volksmund: *Über Geld spricht man nicht!* Ich habe mich entschlossen, es trotzdem zu tun.

Mir ist unter Studenten ein interessantes Phänomen aufgefallen, das sie, so scheint es, vom Rest der Welt unterscheidet. Während andere gern protzen, von ihrem Haus, ihrem Auto, ihrem Pferd prahlen, ist es bei Studenten en vogue, pleite zu sein. Ob in den verrauchten Wg-Küchen oder den verranzten Bars, überall hört man dasselbe. Jeder versucht, den anderen davon zu überzeugen, dass sein finanzielles Polster das kleinste ist.

So zumindest scheint es mir. Das mag, ich gebe es zu, auch daran liegen, dass ich selbst ein Teil dieses vermeintlichen Phänomens bin. Ich bin gut abgesichert

von zuhause, habe durch meinen Nebenjob ein zusätzliches Einkommen und gebe hier und jetzt ehrlich zu: Ich kann mich über meine finanzielle Situation nicht beklagen. Und trotzdem erwische ich mich von Zeit zu Zeit dabei, wie ich jammere, über mein karges und entbehrliches Studentenleben.

Die ‚pleite-ist-in‘-Mentalität der deutschen Studenten fasziniert mich also, weil auch ich sie ganz unbewusst übernommen habe. Zu gerne würde ich dem ‚warum‘ auf den Grund gehen und herausfinden, wieso wir nur allzugerne davon erzählen, mit wie wenig Geld wir jeden Monat auskommen. Doch das sei gleich gesagt, eine Antwort auf diese Frage werde ich nicht liefern können. Stattdessen will ich vielmehr versuchen zu erfahren was an den Geschichten dran ist. Wie viel Geld haben deutsche Studenten tatsächlich im Monat? Woher kommt es? Und wofür geben wir es aus?

Doch wo soll ich mit meiner Recherche beginnen? Am besten bei mir selbst! Das ist schließlich der große Vorteil, wenn man selbst Teil der Bezugsgruppe ist: Man hat das Forschungsobjekt immer parat!

Das Führen eines Haushaltsbuches wurde mir schon von meiner Großmutter empfohlen – es ist offensichtlich ein unverzichtbares Attribut einer jeden guten Hausfrau. Motiviert starte ich in den Selbstversuch, der mir nach einem

Monat einen Überblick über meine Bilanzen gestatten soll. Doch schon nach wenigen Tagen bin ich kläglich gescheitert. Einträge wurden vergessen, Kassenbons verloren, das Experiment wird beendet.

Der zweite Anlauf führt mich, typisch Geisteswissenschaftlerin, in die Bibliothek. Stundenlang quäle ich mich durch Ratgeber mit so erschreckenden Titeln wie *Studieren und (Über)leben*¹. Doch das Ergebnis ist enttäuschend. Jegliches Material ist völlig veraltet, von Studiengebühren ist beispielsweise noch lange keine Rede. Also noch einmal ein neuer Versuch. Das Internet hat doch angeblich Antworten auf alle Fragen, also warum nicht auch auf meine? Und tatsächlich, ich stoße dort auf die „19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2009“². Jackpot! Das Studentenwerk führt diese Befragungen schon seit 1951 alle drei Jahre durch. Im letzten Durchgang füllten 16.000 fleißige Studenten an insgesamt 210 Hochschulen die Fragebögen aus und legten damit ihre Lebensumstände offen. Zuversichtlich vertiefe ich mich sofort in die Lektüre. Vor allem die Kapitel zur Studienfinanzierung sowie zu den Lebenshaltungs- bzw. Studienkosten haben es mir angetan. Tatsächlich liefern sie mir die Antworten auf meine Fragen. Ich kann zufrieden sein, habe ich doch gefunden, was ich gesucht habe, aber etwas lässt mich stutzen: Die Bezeichnung ‚Normalstudenten‘. Wie das klingt...wie 0815! Und das soll mich mit einschließen? Und all die anderen? Offensichtlich, denn mit ‚Normalstudent‘ ist jeder gemeint, der den Kriterien ledig, allein lebend, im Erststudium entspricht. Immerhin ganze 65% der deutschen Studenten im Jahr 2009. Und das, wo wir alle um jeden Preis individuell sein wollen. Und das doch auch irgendwie sind... Männer, Frauen, blond, brünett, dick, dünn, groß, klein, eingeschrieben in Wirtschaftswissenschaften oder freie Kunst. Wir alle, zusammengesetzt zu einem einzigen, Verschiedenheit verbietenden ‚Normalstudenten‘ – da formt sich

vor meinem inneren Auge unweigerlich das Bild von Frankensteins Monster, bei dem kein Teil zum anderen passt!

Und doch, trotz meines Missfallens für den Begriff, weiß ich natürlich, dass der ‚Normalstudent‘ nur eine, meiner Meinung nach schlecht gewählte, Bezeichnung für die Bezugsgruppe ist und damit ein nötiges Übel. Schließlich muss bei Umfragen klar definiert werden, wer zu der untersuchten Gruppe gehört und wer nicht. Ohne diese Eingrenzung wären die Ergebnisse weder repräsentativ, noch aufschlussreich. So aber lässt sich dank der Resultate ein Bild von den durchschnittlichen Ausgaben und Einnahmen eines jeden deutschen ‚Normalstudenten‘ skizzieren. Natürlich darf man nicht vergessen, dass dieses auf kaum einen einzigen Studenten in Deutschland genau zutreffen wird. Fast jeder wird die Werte an einigen Stellen über-, an anderen unterschreiten. Doch mit diesem Wissen im Hinterkopf können sie durchaus genutzt werden, um eine Basis zu konstruieren: Es ist die erste Befragung seit der Einführung von Studiengebühren in Teilen Deutschlands. Die Zahlungsregelungen in den einzelnen Bundesländern sind noch immer sehr uneinheitlich und, nach Meinung vieler Studenten, völlig chaotisch. Es ist deshalb praktisch unmöglich, zu diesem Thema repräsentative Aussagen für die Gesamtheit der deutschen Studenten zu machen.

Es scheint sich jedoch abzuzeichnen, dass diejenigen Studenten, die jedes Semester bis zu 500€ zahlen müssen, um überhaupt den Status ‚Student‘ aufrecht erhalten zu können, nicht etwa auch über ein höheres monatliches Einkommen verfügen. Genau wie ihre nicht zahlenden Kommilitonen haben sie durchschnittlich 812€ im Monat zur Verfügung, um davon neben den Gebühren auch die üblichen Fixkosten zu begleichen. Und diese sind nicht gerade gering.

Am schwersten schlägt die Miete zu Buche, sie kostet den ‚Normalstudenten‘ durchschnittlich 281€ im Monat. An zweiter Stelle, jedoch mit 159€ weit abgeschlagen, steht die Ernährung. Mit diesen beiden Posten ist das Überleben des ‚Normalstudenten‘ gesichert – aber seine Ausgaben sind damit noch längst nicht komplett. Das Herumkommen, sei es mit den öffentlichen Verkehrsmitteln oder mit dem eigenen Auto, lässt er sich ganze 81€ im Monat kosten. Und auch für Freizeitaktivitäten, Kleidung, Gesundheit im weitesten Sinne und, nicht zu vergessen, Lernmittel müssen jeweils zwischen 30 und 60€ im Monat berechnet werden.

Doch woher kommt dieses Geld? Im Wesentlichen aus drei großen Quellen. An erster Stelle steht, wie schon seit jeher, das Elternhaus. 87% der deutschen Studenten bekommen rund 445€ im Monat aus der elterlichen Kasse. Zweithäufigste Einnahmequelle ist der eigene Verdienst. Ganze 65% der deutschen Studenten erwirtschaften sich als Hiwis, Kellner und Babysitter im Durchschnitt 323€ im Monat. Den dritten Platz nimmt schließlich die staatliche Förderung ein. 29%, hier hatte ich ehrlich gesagt mit einer höheren Zahl gerechnet, bezogen im Jahr 2009 Bafög, durchschnittlich 430€ im Monat. Doch auch wenn diese drei Säulen definitiv den Mammutanteil der deutschen Studienfinanzierung auf ihren Schultern tragen, gibt es noch andere Wege, die offensichtlich gerade in den letzten Jahren an Popularität und Bedeutung gewinnen. Vor allem die Anzahl der Stipendiaten und der Studienkredite ist signifikant angestiegen. Zwar scheint sie mit 2% bzw. 4% noch immer verschwindend gering, doch finde ich es trotzdem bemerkenswert, dass diese beiden Finanzierungsquellen, besonders im Zusammenhang mit der Einführung der Studiengebühren, immer wichtiger werden.

Diese fünf sehr unterschiedlichen Finanzierungsquellen sind es, die mein Interesse weckten und über die ich mehr in Erfahrung bringen wollte. Welche Stipendien gibt es eigentlich in Deutschland? Wer bekommt überhaupt Bafög? Müssen meine Eltern mich fördern? Wo gibt es den besten Kredit? Und wie viel darf ich in meinem Nebenjob eigentlich verdienen? Das alles sind Fragen, die gestellt werden müssen — doch die Antworten in Form von Fakten, Zahlen und Anforderungen sind mir nicht genug. Mich interessiert ihre Alltagstauglichkeit, ihre gelebte Realität! Ich will Erfahrungsberichte hören, ich will Verzweiflung und Begeisterung, kurzum: Ich will Subjektivität!

Und ich soll sie bekommen, in Form von fünf Freunden und Kommilitonen, die sich bereiterklären, mir Rede und Antwort zu stehen. Sie alle lösen die nicht einfache Aufgabe, mir ihre Studienfinanzierung anhand einer ihrer persönlichen Habseligkeiten näherzubringen, mit Bravur. Ich betrachte ein gelbes Spielzeugauto — und höre von der Unflexibilität des Bafögamtes. Schneide mich an Scherben eines zerbrochenen Glases – und lasse mir von dem emotionalen Mehrwert erzählen, den ein Nebenjob haben kann. Kann an etwas so banalem wie einem Fahrausweis die Freiheiten erkennen, die ein Stipendium zu bieten hat. Verstehe anhand des Studentenausweises einer Elite-Universität, dass es sich manchmal lohnt, Risiken einzugehen. Und werde mir durch einen einfachen Motorradschlüssel bewusst, dass es niemandem peinlich sein sollte, von seinen Eltern finanziert zu werden.

Ich hoffe, dass ich diese Erfahrungen durch meinen Ausstellungsbeitrag auch mit anderen Besuchern teilen kann und dass ich in der Lage bin, ihnen einen Einblick in den finanziellen Alltag von uns ‚Normalstudenten‘ zu geben – angefangen bei den nackten Zahlen, bis hin zu den persönlichen Geschichten.



Verpackungen:
Egal ob Tiefkühlpizza oder Biotomaten – fest steht, dass die Ernährung mit durchschnittlich 159Euro im Monat die zweitgrößte Ausgabenposition des Normalstudenten bildet.



Marius' Motorradschlüssel:
"Ohne die Unterstützung meiner Eltern hätte ich mein Ersparnis nicht für das Motorrad rausgehauen." Marius

Die Reform der Reformuniversität

JS/NB

Die Universität Oldenburg entwickelte sich aus einem „Schulmeisterseminarium“ von 1793, das im 19. Jahrhundert eine professionelle Stätte der Lehrerausbildung wurde. 1807 bezog sie ein eigenes Gebäude und löste sich von der geistigen Schulaufsicht. Nach dem I. Weltkrieg wurden Männer und Frauen zusammen ausgebildet und nach dem II. Weltkrieg wurde die Lehrerausbildung hier als erstes wieder aufgenommen. Stetig wachsende Forderungen nach einer Universität führten im Wintersemester 1971/72 in Oldenburg sowie in der Außenstelle in Osnabrück zum Beginn des Lehrbetriebs. Doch sie war keine traditionelle, sondern eine Reformuniversität und galt als links, was ihr die Missgunst der Stadt einbrachte. Hinzu kamen Finanzierungsprobleme, die zu Baustopps, sowie zur Beschneidung der Fächerentwicklung führten. Das Studieren in dieser Zeit war durch große Unsicherheit und Kampf geprägt. Auch die Namensgebung war ein Kampf.¹

Im Oktober 1974 brachten Studierende nachts den Namen „Carl von Ossietzky Universität Oldenburg“ am Turm an. Dies zog wütende Proteste des Bürgertums und der CDU-Landesfraktion nach sich. Der Schriftzug wurde acht Monate später unter Polizeischutz entfernt und vier Tage später von Studierenden wieder angebracht. Die Erinnerung an Carl von Ossietzky entsprach der Idee der Reformuniversität und die große Mehrheit der Hochschulangehörigen war für diesen Namen. Der Namensstreit entwickelte sich in Hannover zur Grundsatzfrage zuerst aus koalitionspolitischen Gründen, dann um das Weisungsrecht des Staates gegenüber den Universitäten zu demonstrieren.² Die Universität beharrte auf dem Recht, sich selbst einen Namen zu geben und begann eine offensive Aufklärungspolitik zu betreiben. So führte sie die „Ossietzky-Tage“ ein, an denen prominente ReferentInnen zu Grundfragen der Politik und Gesellschaft sprachen. Das eingenommene Geld wurde für ein Carl-von-Ossietzky-Mahnmal gesammelt, das seit 2001 vor dem Hörsaalzentrum steht. Mit „Wir müssen die Wissenschaft wieder menschlich machen“, wird Ossietzky zitiert und verdeutlicht den Anspruch der Uni an ihre Wissenschaftsvermittlung. 1979 übergab Rosalinde von Ossietzky der Universität den Nachlass ihres Vaters und zwei Jahre später wurde eine Carl-von-Ossietzky-Forschungsstelle gegründet. Dies verschaffte der Universität internationale Aufmerksamkeit und beeindruckte die Oldenburger Bevölkerung und Politik. 1981 verlieh die Stadt sogar den Carl-von-Ossietzky-Preis für herausragende wissenschaftliche Werke zur Person Ossietzkys oder zur Zeitgeschichte. Mit der Novellierung des Hochschulgesetzes, in dem auf die staatliche Prerogative verzichtet wird, ging das Recht der Namensgebung an die Universität. Seit dem 03.10.1991, dem Tag der offiziellen Namensverleihung heißt die Universität „Carl von Ossietzky Universität Oldenburg“.³ Trotz der Streitigkeiten blieb die Universität fortschrittlich, z.B. durch die Einführung der einphasigen Lehrerausbildung⁴. Sowie durch den Modellversuch „Globalhaushalt“, durch

welchen die doppelte Buchführung in den 90er Jahren eingeführt wurde, welche die Flexibilität bezüglich der Bewirtschaftung von Mitteln und der Erzielung eigener Einnahmen erhöhte⁵. Eine weitere Besonderheit war das Bemühen der Oldenburger und der Bremer Universität die Lehre und die Forschung zu verzahnen. Daraus resultierte das Hanse-Wirtschaftskolleg im Jahre 1995⁶. Dem nicht genug, auch bei der Umstellung der Studiengänge auf Bachelor und Master war Oldenburgs Universität diejenige, die die Reformen mit am schnellsten umsetzte, sie begann bereits 2004/05 mit den ersten Studiengängen nach dem neuen System⁷.

Offen bleiben bislang die Fragen, was genau sind die Eigenheiten und das Konzept der Reformuniversität? Und wie haben sich ihre Ansprüche in der Umsetzung der Bologna-Reform wiedergefunden? Bzw. gab es hier Besonderheiten bei der Umsetzung der Vorgaben?

Um diese Fragen zu beantworten wollen wir nun den ehemaligen und heutigen Studierenden, sowie den MitarbeiterInnen und Lehrenden der Universität, welche wir zu diesen Themen befragt haben, das Wort überreichen.

Reformuniversität und Gründungsanspruch

Gerhard Harms, Pressesprecher der Universität Oldenburg von 1974 bis 2009:

„Die Universität war ein vom Oldenburger Bürgertum und auch von den Gewerkschaften, die sich vorher kaum für Hochschulen interessiert hatten, ein unbedingt gewolltes, aber zunächst wenig geliebtes Kind. Sie entsprach als Reformuniversität nicht den Vorstellungen der Bürger. Da wurden viele Vorstellungen der 68er eingebracht und mitunter sehr dogmati-

sche Diskussionen geführt. Das bewährte sich nicht immer, aber schuf doch neue Ideen. So gehörten die Oldenburger Wissenschaftler zu den ersten, die sich bereits in den 70er Jahren systematisch der Umwelt- und Energieforschung zuwandten und damals großen Argwohn nicht nur in der eigenen Zunft, sondern auch in Politik und Wirtschaft erfuhren. Heute ist die Universität Oldenburg ein von der Bevölkerung sehr angenommenes Kind. Was wäre Oldenburg aber auch ohne Universität?⁸“.

Prof. Dr. Karen Ellwanger, Kulturwissenschaftlerin, zur Zeit der Umstellung auf B.A./M.A. Vizepräsidentin für Studium und Lehre:

„Die Carl von Ossietzky Universität war aufgrund ihrer späten Gründung nie so ausgestattet gewesen wie die etablierten alten Volluniversitäten, die lange Zeit auf Tradition im Sinne von Besitzstandswahrung und eingespielter Beziehungen zum Ministerium setzten. Das mag ein Grund sein, weshalb Oldenburg auf Innovationen setzte, es konnte durch vielfältige Modellversuche nur gewinnen. Das fing mit der Finanzautonomie an und hörte mit der frühzeitigen, flächendeckenden Umstellung auf die neue Studienstruktur nicht auf⁹“.

Helga Wilhelmer, Regierungsdirektorin und Dezernentin des Dezernats studentische und akademische Angelegenheiten:

„Also die Reformgedanken würde ich so zusammenfassen, dass im Hinblick auf das Studium, alte Strukturen gesprengt werden sollten. Die Theorie und die Praxis sollten näher zusammengebracht werden, das war wichtig und hat sich dann in dem Reformmodell der einphasigen Lehrerausbildung niederschlagen. Zum zweiten spielte das Projektstudium eine große Rolle und sehr wichtig war die Frage der

Mitbestimmung, der gleichberechtigten Teilnahme an Entscheidungen der Universität, eben auch der Studierenden. Der Gründungsausschuss selbst bestand aus einer sogenannten Drittel-Parität, diese bestand aus je fünf Professoren, wissenschaftlichen MitarbeiterInnen und Studierenden. Später kamen die MitarbeiterInnen des technischen und des Verwaltungsdienstes hinzu und es entstand die Viertel-Parität. Diese haben wir auch heute noch, aber die Professoren haben in allen Entscheidungsgremien die Mehrheit, das war damals nicht so. Das ist ein großer Unterschied¹⁰“.

Marianne Steinbrink, studierte von 1975 – 82 Lehramt:

„Meine Kommilitonen, mit denen ich enger befreundet war und mit denen ich mehr zu tun hatte, waren fast alles Leute, die über den zweiten Bildungsweg gekommen sind. Es war ein hoher Anteil. Natürlich gab es auch die, die gerade Abitur gemacht haben und dann studierten, bei den Frauen vor allen Dingen. Bei den Männern war es eben häufig so, dass sie Bundeswehr- oder Zivildienst gemacht haben. Aber wenn ich es mir so überlege, fallen mir nur drei Leute ein, die normal nach dem Abitur studiert haben, mit denen ich zusammen war. Die anderen, waren alles Leute, die schon eine Berufsausbildung hatten. Es wurde natürlich auch erleichtert durch diese Z-Prüfung¹¹, die man machen konnte. Bei mir war das ähnlich, deshalb habe ich dann die Z-Prüfung gemacht. In jedem Fach musste man eine Klausur schreiben und eine mündliche Prüfung ablegen¹²“.

Studieren in Gründungsatmosphäre

Marianne Steinbrink, studierte von 1975 – 82, Lehramt:

„Es war die Zeit der großen Streiks, mit „Fahrt zur Groß-Demo nach Hannover“. Es war eine sehr unruhige Zeit und durch die RAF-Geschichte, die hier ja auch eine große Rol-

le spielte an der ‚linken‘ Universität, da war auch politisch eine Unmenge los. Ende der 60-er Jahre ging das ja erst los, mit Benno Ohnesorg und Dutschke, der Studentenbewegung und SDS. Dazu die Demonstrationen zu den Atomkraftwerken, Gorleben, Brunsbüttel und Grohnde, wo dann schwerstens demonstriert wurde, das fand ja alles in dieser Zeit statt; Notstandsgesetze, Ende der 60-iger Jahre. Und es war die Zeit, in der der Feminismus Gleichstellung verstärkt forcierte, dies prägte natürlich auch den Alltag an der Universität¹³“.

Doris Müller, studierte von 1985 – 90, Pädagogik:
„Viel habe ich auch von den jüngeren Studenten gelernt, die hatten ganz andere Fragen in den Seminaren, ich kam mir mit meiner Art zu denken richtig alt vor, so von der alten Welt. Da kam die Frage: ‚Was hast du gewollt?‘ Ich sagte: ‚Wieso ich?‘ Bis dahin war ich nur Ehefrau und Mutter gewesen, damals war ich nur für die anderen da, ich hatte keine eigenen Wünsche. Jetzt nach dem Studium komme ich mir manchmal egoistisch vor, jetzt weiß ich was ich will! Und gerade an dieser Uni habe ich viel gelernt! Dort wurden viele politische Fragen gestellt und diskutiert, vieles hinterfragt. Mir wurde erstmals klar, was es bedeutete, dass auch das Private politisch ist. Es war wunderbar, dass die Möglichkeit zum Umdenken an dieser Uni bestand. Das hätte ich vermutlich nie an einer alten traditionellen Uni erfahren. Das glaube ich einfach nicht¹⁴“.

Doris Müller, studierte von 1985 – 90, Pädagogik:
„Die Professoren wollten, dass wir Studenten durch das Studium gut durchkommen, das kannte ich so von der Schulzeit nicht, da war es egal wie man was schaffte. Ebenso empfand ich es fast familiär an der Uni, man kannte die Lehrenden, sie bemühten sich uns zu unterstützen. Ich erinnere mich an die Rede des Präsidenten, der zu uns Erstsemestern sprach: ‚Nehmt die Chance wahr und lernt viel, lernt fächerübergreifend!‘ Das habe ich gerne gemacht,

ich habe viele Möglichkeiten genutzt. Das war eine Chance! Natürlich kann ich nicht behaupten, dass das alle gemacht haben¹⁵“.

Marianne Steinbrink, studierte von 1975 – 82, Lehramt:

„Die meisten Professoren haben dir den Schein gegeben ohne die Anwesenheit im Seminar zu kontrollieren oder Referate abzufordern. Durch diese Master und Bachelorstudiengänge hat sich das heute sehr verändert. Scheine mussten wir auch vorweisen, zu bestimmten Veranstaltungen und da musste am Ende eben der Schein da sein, nur das war irgendwie eine andere Zeit, wo die Hochschullehrer eben auch sagten: ‚was soll dieser Quatsch mit diesen Scheinen?‘ Das wurde damals mehr unter politischen Gesichtspunkten gesehen, dass man eben nichts vorgeben wollte, jeder soll für sich entscheiden ob er etwas tut oder nicht. Und dieses überbürokratisierte Studieren - da kam auch von der Hochschulseite ganz viel Widerstand. Die direkte Anwesenheitspflicht gab es nicht, man kannte sich ja dann auch inzwischen, so riesig waren die Seminare nicht. Aber es gab keine Anwesenheitspflicht¹⁶“.

Veränderungen durch die Einführung von Bachelor und Master

Helga Wilhelmer, Regierungsdirektorin und Dezentin des Dezernats studentische und akademische Angelegenheiten:

„Also durch die Einführung von Bachelor und Master kann man feststellen, dass die Studienzeiten kürzer sind. Allein durch den Bachelor, doch auch Bachelor und Master zusammen sind zeitlich wesentlich kürzer. Die Zahlen der Studienabbrecher - darüber kann

man noch streiten - sind wohl leider gleich geblieben also verlässliche Statistiken gibt es noch nicht. Doch wir sind inzwischen bei 80% Umstellung da wir bereits 2004 mit der Umstellung begonnen hatten. Wir waren da sehr früh, andere Universitäten haben das erst später umgestellt, weshalb es noch keine aussagekräftigen Statistiken gibt. Aber ich würde sagen, die Studienzeiten haben sich verkürzt. Die Zahl der Studienabbrecher ist gleich geblieben, die sollte gesenkt werden. Die Mobilität der Studierenden, d.h. also dass mehr ins Ausland gehen, sollte erhöht werden, dies ist noch nicht verwirklicht, sondern sie stagniert. Erst ging sie sogar zurück und inzwischen sagt man stagniert sie, auch in Oldenburg ist das so¹⁷“.

Gab es Besonderheiten bei der Umstellung der Studiengänge auf das neue System?

Helga Wilhelmer, Regierungsdirektorin und Dezerntin des Dezernats studentische und akademische Angelegenheiten:

„Der Reformgedanke, der ursprüngliche Reformgedanke floss noch in die Diskussion, um die Bologna-Reform, ein. Das waren Punkte wie Praktika oder der Professionalisierungsbereich. Die Strukturvorgaben sahen die Modularisierung und die Lernkontrollen vor. Es ist im letzten Jahr erleichtert worden, dass nicht zwangsweise jedes Modul mit einer Prüfung abschließen muss, das haben wir allerdings noch nicht umgesetzt. Aber diese Lernkontrollen haben dieses ganz andere Studieren, Lernen - ich sag mal, dieses Bulimie-Lernen, also „vor den Prüfungen lernen, Prüfungen machen, wieder vergessen“, dass hing mit der zentralen Vorgabe zusammen, jedes Modul abzuprüfen. Und das ist hier nach langen Diskussionen entstanden. Die Diskussionen in der damaligen Arbeitsgruppe dauerten so zwei bis zweieinhalb Jahre,

die damals von Frau Ellwanger, als sie Vize-Präsidentin war, nochmal verändert wurden. Aber im Wesentlichen haben wir die Eckpunkte festgelegt, wie viele Kreditpunkte wir pro Modul vergeben, dass Lernkontrollen stattfinden, also diese verschiedenen Strukturelemente wurden in den Eckpunkten festgelegt¹⁸“.

Prof. Dr. Karen Ellwanger, Kulturwissenschaftlerin, zur Zeit der Umstellung auf B.A./M.A. Vizepräsidentin für Studium und Lehre:

„Meine Amtsvorgängerin Marion Rieken hatte – wie ich finde, ganz im Sinne der Oldenburger Tradition – in einem langen, detaillierten, partizipativen Prozess mit VertreterInnen aller Fakultäten, allen Status- und hochschulpolitischen Gruppen die Rahmenbedingungen für die neue Studienstruktur, die sogenannten „Eckpunkte“ erarbeitet. Das war natürlich ein zäher und bisweilen unsäglich bürokratischer Prozess, an dem man sich immer wieder verhakte, aber bei Gremienentscheidungen unter Beteiligung Vieler läuft das eben so. Letztlich ging es darum, nicht alten Wein in neue Schläuche zu füllen, sondern die Möglichkeiten, die im BA/MA stecken, auch zu realisieren. Z.B. bei der neuen Vorgabe, Veranstaltungen zu „Modulen“ zusammenzufassen: Lehrende sollten sich jetzt nicht nur endlich zeitlich, sondern auch inhaltlich miteinander abstimmen, Themenfelder aus unterschiedlichen Perspektiven mit verschiedenen Lehr- und Lernformen erschließen und damit gerade eben nicht die schon vor Bachelor und Master oft beklagte Zersplitterung der Einzel-Veranstaltungen weiterführen, sondern Zusammenhänge eröffnen. Wichtig finde ich, dass es eine Komplett-Umstellung war, also dass die Lehramts- und die Magister-Studiengänge nicht vorgeschickt wurden – und die (größtenteils naturwissenschaftlichen) Diplom-Studiengänge eben nicht noch parallel in den alten Strukturen verharren konnten. Das hätte eine Abspaltung innerhalb der Universität befördert – in anderen Universitäten ist das eingetreten -, und gerade Oldenburg hat eine Tradition

der Verbindung von Natur- und Geisteswissenschaften, darum ist ein gemeinsamer Rahmen folgerichtig. Das Ergebnis ist darüberhinaus ein großer – rückblickend vielleicht zu großer – und recht frei wählbarer fakultätsübergreifender „Professionalisierungsbereich“ insbesondere im Bachelorstudium. Das ging damals nicht ohne Kämpfe, gerade für die Diplom-, aber auch für manche Lehramtsfächer war es undenkbar, kostbare Studienzeit außerhalb des eigenen Fachs zur Verfügung zu stellen, sogar zulassen zu müssen, dass Studierende einfach frei wählen dürfen, und wenn's italienisch ist, sich sogar Veranstaltungen zu den sogenannten „Soft Skills“, lange als Gedönsmodule wahrgenommen, fürs Studium anrechnen können¹⁹“.

Was ist den letztlich vom Reformgedanken nach der Umstellung übrig geblieben? Bzw. Ist die jetzt vorhandene Strukturform der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg mit anderen Unis identisch oder gibt es noch Unterschiede?

Prof. Dr. Karen Ellwanger, Kulturwissenschaftlerin, zur Zeit der Umstellung auf B.A./M.A. Vizepräsidentin für Studium und Lehre:

„Unterschiede sehe ich noch bei den - sich in Oldenburg erst jetzt richtig verbreitenden - Freien Modulen und darin, dass die Präsenzpflcht in Oldenburg jetzt so drastisch eingeschränkt worden ist, was in meinen Augen auch viele Nachteile hat; wir wollen Präsenzlehre und kein Fernstudium. Was gerade in Oldenburg immer ein Problem bleiben wird, sind Zeitüberschneidungen im Zwei-Fächer-Bachelor – das kommt von der großen Wahlfreiheit, alle Fächer können mit allen kombiniert werden, ein hoher Wert und damit typisch Oldenburg. Der Preis: Einschränkungen, wann was besucht werden kann, und viele zeitliche Lücken im studentischen Tagesablauf. Darüber wird man vielleicht langfristig nochmal nachdenken müssen. Schließlich: leider sind wir

alle unterfinanziert, es herrscht Raumknappheit - und Lehrinnovationen, die das Studium bereichern, wie etwa Tandem-Lehre, sind nur als Modell in einzelnen Fakultäten etabliert. Eine wirkliche Studienstrukturform kostet halt²⁰“.

Dagmar Weinreich-Brunner, studierte 1976-78 Sozialwissenschaften, 1979- 1984 Vermessungsingenieurwesen:

„Von dem ursprünglichen Reformgedanken ist sehr wenig übrig geblieben, aber man muss das eigentlich differenziert betrachten. Also der politisch-geistige Anspruch, den die Universität damals hatte, sehr politisch orientiert, der ist so gut wie weg. Einiges findet sich allerdings wieder z.B. in der familiengerechten Hochschule, Frauenpolitik fördern. Es sind also Elementbausteine, die sich erhalten und weiterentwickelt haben, aber diese Kuppel der Reformuni mit dem hohen gesellschaftlichen Anspruch, die gibt es nicht mehr. Heute definiert sich dieser gesellschaftliche Anspruch eigentlich mehr in ökonomischer, fast ökonomisch-kultureller Form. Es hat sich im Grunde genommen alles sehr stark ökonomisiert. Das Selbstverständnis der Universität hat sich verändert. Heute versteht sie sich als Wirtschaftsfaktor, der Arbeitsplätze schafft, der Industrie anbaut, der An-Institute hat und der für die Investoren produziert. In den 70er-, 80er-Jahren hat sich die Universität als geistiger und kultureller Bereicherungspunkt einer Region und der Bevölkerung verstanden²¹“.

Piotr Niedzwiecki, studiert seit 2004 Musik u. Philosophie auf Lehramt:

„Das ist lange her. Da kann man überhaupt nicht mehr davon reden. Die Politik wie sie hier betrieben wird, sowohl in Niedersachsen, als in Deutschland und Europa, ist nicht bildungsfördernd, sondern för-

dert die Eliten. Und so die Mehrheit, die an der Bildung teilnehmen möchte, die wird halt nicht so gefördert. Man muss aus einem guten Elternhaus kommen, wenn man sich das leisten möchte. Vor allem an der Universität, mit den Gebühren, das ist nicht so leicht²²“.

Studieren nach Bologna

Helga Wilhelmer, Regierungsdirektorin und Dezerntin des Dezernats studentische und akademische Angelegenheiten:

„Nach Bologna sind vor allem die Leistungskontrollen mehr geworden. Die Studierenden beklagen, dass sie zu wenig Zeit für das Studium haben. Sie müssen nebenbei arbeiten und können sich zu wenig auf das Studium konzentrieren. Es gibt inzwischen Untersuchungen, die sagen das stimmt gar nicht. Ich sehe das anders. Ich beobachte dass die Studierenden heute sehr viel miteinander verbinden müssen, ein bisschen Privatleben, ein bisschen Arbeiten und dann auch noch Studieren. Das lässt keinen Raum mehr, sich z.B. um allgemeine Themen zu kümmern. So nehme ich das wahr. Durch die Modularisierung im Bachelor und Master ist sehr viel vorgegeben. Das bin ich von der Schule gewohnt, da war ich in einer Klasse, das hat mir gut gefallen, da hatte ich soziale Kontakte und da bin ich jetzt an der Universität und stelle fest, das ist ja so ähnlich. Die Mitstudierenden sehe ich immer wieder, das gefällt mir und dann will ich auch mit denen durch mein Studium marschieren. Wer dann ausschert und geht beispielsweise ein Semester ins Ausland, der kommt ja gar nicht mehr rein. Deswegen mach ich das schon so, wie es vorgeschrieben ist. Und vorgeschrieben ist eine Regelstudienzeit, die eingehalten wird. Nach dem Bachelor sehe ich zu, dass ich nochmal schnell einen

Master mache und dann bin ich insgesamt fertig. Das war früher in der Tat anders. Die sozialen Kontakte waren nicht so jahrgangsbezogen, das Studium war sehr viel individueller. Und dieses, von den Studierenden beklagte enge Konzept oder Korsett des Studiums hatte natürlich nichts mehr mit dem damaligen Reformgedanken zu tun, der sehr auf kritisches Studieren, auf kritisches Nachfragen, auf Analyse, auf Selbständigkeit, selbständig etwas zu erarbeiten, gesetzt wurde²³. Reste der Mitbestimmung sind ja noch verblieben und das drückt sich aus in den Wahlen, zu denen man hingehen kann oder auch nicht. Die Entwicklung der Wahlbeteiligung, sie ist nie hoch gewesen, sie ist aber, denke ich, schon niedriger geworden. Und es gab dieses Jahr wohl nicht einmal genug Kandidaten²⁴“.

Stefan Kühnapfel, studiert seit 1996 Informatik:

„Früher in den alten Studiengängen gab es immer die Möglichkeit alle möglichen Veranstaltungen zu besuchen. Man konnte auch was ganz anderes machen. Die Möglichkeiten sind jetzt nicht mehr so richtig da. Es gibt zwar den Professionalisierungsbereich, aber das hat mit dem früheren System nicht mehr viel zu tun. Ich hab z.B. Nebenfach Geografie gemacht und das, was ich da gemacht habe, hatte mit Informatik erst einmal gar nichts zu tun. Der Ansatzpunkt war sicherlich auch bei mir geografische Informationssysteme, das schon, aber was ich damit gemacht hätte, wenn ich da Sozialgeografie gemacht hätte, das hat mit Informatik erst einmal nichts zu tun und das fand ich gut. Das über den Tellerrand blicken, sehe ich gar nicht mehr. Was an Fächern in den letzten Jahren abgeschafft wurde oder an Studiengängen, das sind aus meiner Sicht, die, die als transdisziplinär gegolten haben. Also ich meine z.B. Geografie, der Studiengang ist ja auch abgeschafft worden, da war alles drin. Geografie ist nicht nur Erdkunde, sondern da ist von Wirtschaft, ethnischen und ethischen Problemen, alles drin. Oder Stadt- und Raumplanung gibt es auch nicht mehr. Ich hab den Eindruck, dass im Augen-

blick alles schmalspuriger, eingeschränkter wird. Und die ganze Reflexion fällt weg. Ich sehe kaum noch jemanden, der auf dem roten Rasen mal die Beine baumeln lässt und sich mit irgendjemandem über irgendwas unterhält oder so. Das passiert aus meiner Sicht nur noch selten, die haben gar keine Zeit mehr dafür. Ich will das auch nicht schön reden, es war halt irgendwie anders, oder anders schlecht. Na klar gab es da auch Nachteile, also wie z.B. wenn ich lange Zeit habe, kann ich mir auch lange Zeit nehmen und dann bin ich halt sehr lange irgendwo an der Uni. Ich fand nur irgendwie, ja mir gefällt das mit den alten Studiengänge einfach besser, das System gefällt mir einfach besser, ich glaube, da kommt mehr dabei rum²⁵“.

Jonas Lehrich studiert seit WS 2008 BWL mit juristischem Schwerpunkt, Bachelor of Arts:

„In unserem Studium haben wir eine Aufteilung der Module. In drei Jahren müssen wir insgesamt 30 Module machen. Ungefähr die Hälfte der Module sind betriebswirtschaftlich und die andere Hälfte juristisch ausgelegt. Diese Mischung gefällt mir. Bisher konnte ich alle Arbeiten termingerecht abgeben. für mich war das nicht besonders anstrengend. Wenn man aber ein Zwei-Fächer-Bachelor Studium macht, sieht das schon etwas anders aus. Es gibt die vorgegebenen Pflichtmodule und den Professionalisierungsbereich. Da kann ich mir die Module selbst zusammen stellen, allerdings gibt es auch dort Empfehlungen, die ich gut finde, z.B. Rechtsvergleich und Statistik. Ich habe einen Schwedisch-Sprachkurs belegt, denn ich war für ein halbes Jahr in Schweden. Momentan mache ich ein Praktikum, die Erfahrung ist mir sehr wichtig. Für den Studienabschluss brauche ich 180 Kreditpunkte, inzwischen habe ich 220 - die, die ich mehr habe, die habe ich ja auch für mich gemacht²⁶“.

Prof. Dr. Karen Ellwanger, Kulturwissenschaftlerin, zur Zeit der Umstellung auf B.A./M.A. Vizepräsidentin für Studium und Lehre:

„Eine Veränderung gegenüber dem alten Strukturmodell sind die „quantitativen Lehrstandards“, also Teilnehmerbegrenzungen in allen Veranstaltungstypen. Das war Oldenburg Vorreiter. Allerdings war dies nur aufgrund der Studienbeiträge möglich; alle Fakultäten und Fächer wurden verpflichtet, diese mit erster Priorität für Parallel- und Ersatzveranstaltungen einzusetzen. Funktioniert nicht immer gleich zu Veranstaltungsbeginn, aber die Tatsache, dass die Studierenden das einfordern können, zeitigt Wirkung. Hier hat auch das Ministerium gesehen, dass die Umstellung auf BA/MA mit intensivem Studium, mehr Präsenz und erhöhtem Betreuungsbedarf einhergeht, und dass das nicht in den damals in vielen Fächern üblichen absurd großen Seminaren funktionieren kann. Da können Sie sich gar nicht mehr dran erinnern, aber wir älteren Lehrenden schon: die Zeit vor BA/MA war schon lange nicht mehr sonnig gewesen. Das waren Massenstudiumsbedingungen. Um die Studierenden irgendwie durchschleusen zu können, galten bundesweit seit Ende der 1970er Jahre sogenannte Curricular-Norm-Werte, die in den Geistes- und Sozialwissenschaften regelhaft 80 bis 90 Leute im Seminar vorsahen – das seinen Aufgaben dadurch nicht mehr gerecht werden konnte. Da war man um alle Studierenden froh, die gar nicht erst erschienen sind – kann man selbstbestimmtes Studium nennen, aber genauso Vernachlässigung. Erstaunlicherweise haben manch andere Universitäten noch bis zum letztjährigen Streik insbesondere beim Bachelor kaum in kleinere Lerngruppen investiert. Eine weitere Besonderheit, welche mir persönlich bei der Einführung wichtig war, waren die „Freien Module“ des Bachelors. Freie Module, in denen Studierende

auswählen können, was immer sie aus dem eigenen oder anderen Fächern für sinnvoll halten, in denen sie einzelne Veranstaltungen aufstocken – oder in denen sie ein selbstorganisiertes Projekt durchführen oder auch einfach mal in Ruhe ein Buch lesen können. Ist ja ein Mythos, dass BA/MA grundsätzlich verschult sein muss, das hängt ganz von der Umsetzung in den Fächern ab. In meinem eigenen Fach war das Studium zu Staatsexamenszeiten deutlich verschulter²⁷“.

Dagmar Weinreich-Brunner, studierte 1976-78 Sozialwissenschaften 1979-84 Vermessungsingenieur:
„Zu der Zeit, als ich studierte, hatte Interdisziplinarität eher den Charakter, den Gesamthorizont zu erweitern, also in Bereiche hinein zu schauen, die fachlich mit dem eigenen Studienbereich nicht unbedingt zu tun hatten. Das war häufig zu viel, inzwischen ist das Gegenteil der Fall, es ist viel zu wenig. Und da hilft auch nicht, dass die Fächer inzwischen interdisziplinär sind. Ich finde das gut, dass es interdisziplinäre Studien und Studienzweige gibt - man kann eine Disziplin nicht alleine betreiben, die Zusammenhänge sind zu komplex, das stellt sich in den Naturwissenschaften ganz deutlich dar. Aber die Eigenentwicklung im studentischen Bereich, die ist anders. Man richtet sich ganz starr auf sein Studium aus, darauf, dass man „durch kommt“, und wenn dann noch ein bisschen Luft ist, dann macht man vielleicht mal was anderes. Früher war es eher so, dass man einerseits das Studium und etwas anderes gemacht hat, und das sehe ich heute nicht mehr so. Es war freier, man hatte nicht diese Modulstruktur. Man konnte hier einen Schein machen und da einen Schein machen, wenn man mal ein Semester länger gebraucht hat, ja bitte. Das hat sich allerdings auch vielfach als zwingend erforderlich erwiesen, weil die Hörsäle

streckenweise überfüllt waren, oder man hatte parallel laufende Veranstaltungen und konnte nicht beides zeitgleich studieren. Zu diesem Problem hat sicher nicht nur diese Form des Studierens beigetragen, sondern auch die Tatsache, dass es zu wenig Studienplätze gab bei ansteigenden Studentenzahlen. Das Regulierungsmittel „Numerus Clausus“ hat zudem viele in ein „Parkstudium“ getrieben. Die ZVS (Zentrale Vergabe von Studienplätzen) hat das z.T. noch verstärkt, weil man oft nicht am gewünschten Ort, an der gewünschten Hochschule mit den entsprechenden Schwerpunkten studieren konnte. Heute gibt es Direkt-Bewerbungen, es gibt also die Möglichkeit sich an gewünschten Studienort direkt zu bewerben, früher war dies oft gar nicht möglich. Hinzu kam, dass die Universitäten je nach Bundesland unterschiedliche Schwerpunkte, Studien- und Prüfungsordnungen hatten. Heute ist es den Studierenden möglich innerhalb des Studiums leichter zu wechseln und nach dem Abschluss bundesweit eine Anstellung finden zu können, das ist schon toll. Wenn ich mir allerdings die Selbstbestimmung des Studenten ansehe, die war früher deutlich größer, heute ist er, also gegenüber früher entmündigt. Er wird in ein starres Korsett rein gezwungen, wie man das bewertet steht dahin, es gibt keine ewigen Langzeitstudenten mehr, in dem Sinne, es ist aber alles eben effizienter. Also sprich, da haben wir wieder diese Ökonomisierung der Hochschule, dieses Bild was sich verändert hat, sich nicht mehr als eine reine Bildungsanstalt zu verstehen, sondern als einen Betrieb, als einen Bildungsbetrieb mit ökonomischer Ausrichtung²⁸“.

Helga Wilhelmer, Regierungsdirektorin und Dezernentin des Dezernats studentische und akademische Angelegenheiten:

„Einmal im Jahr gibt es einen „Career-day“. Das ist dann „okay, heute ist Career-day“, aber man sagt nicht Karrieretag, wie ist denn das heute? Also früher war Karriere verpönt, da wäre niemand hingegangen. Auch wenn ich

das gut finde, denn Unternehmen stellen sich vor und die Studierenden können Kontakte knüpfen, es werden Praktika vermittelt. Eine gute und wichtige Einrichtung, um Studierende beim Übergang ins Berufsleben zu unterstützen, aber vor dreißig Jahren undenkbar. Auch der Kontakt mit Unternehmen, das wäre undenkbar gewesen. Früher gab es Proteste weil die Universität in Bremen dabei war eine Beziehung zum Siemenswerk aufzubauen, was höchst bedenklich schien, das waren ja Kapitalisten und Kapitalismus war verpönt²⁹“.

Daphne Andersch, studiert Museum und Ausstellung als Master:

„Seit der Einführung der Bachelor und Masterstudiengänge sind die Vorgaben strenger, ja härter geworden. Man hat mehr zu tun und kann sich nicht mehr so viel Zeit lassen, um schriftliche Arbeiten abzuschließen. Urlaube in den Semesterferien sind für mich nicht mehr möglich. Trotz des größeren Zeitdrucks werde ich es wohl schaffen in der Regelstudienzeit von vier Semestern den Masterabschluss zu erreichen. Hauptsächlich konzentriere ich mich auf die Veranstaltungen, die ich belegen muss, Kurse die ich aus persönlichem Interesse besucht habe, waren nur zwei: ein Zeichenkurs und ein Sprachkurs. Die Carl-von-Ossietzky Universität Oldenburg im Vergleich zur Georg-August Universität Göttingen an sich empfinde ich als alternativer, es ist eben eine Reformuni und das merkt man immer noch. Göttingen ist dagegen eine Traditionsschmiede, wo man die konservative Prägung weiterhin spürt³⁰“.

Piotr Niedzwiecki, studiert seit 2004 Musik u. Philosophie auf Lehramt:

„Die Strukturen in denen man an der Universität studiert, in die man rein gezwängt wird, um diesen Anforderungen der Prüfungsordnung gerecht zu werden, die sind nicht so, dass man sie gerne hin nimmt und sich gerne daran beteiligt bzw. positiv mitgestaltet und das nach außen hin trägt.

Sie werden eher akzeptiert, die Studierenden ordnen sich unter und machen ihr Studium, wie ein paar Jahre länger Schule. Es geht ja immer mit diesen Kreditpunkten und Modulen nach Vorgaben, nach der Prüfungsordnung³¹“.

Dagmar Weinreich-Brunner, studierte 1976-78 Sozialwissenschaften 1979- 1984 Vermessungsingenieur:

„Ich habe Kontakt mit Studenten und sehe, dass sich unter diesen Veränderungen durch Bologna und der Einführung von Bachelor und Master, die stattgefunden haben, die Studienbedingungen massiv verändert haben. Die Studien sind gestrafft und verschulter. Ich sehe es bei meiner Tochter, die jetzt auch angefangen hat zu studieren, die gar keine Chance hätte, nebenbei zu arbeiten, die wirklich knallhart sagt: „Essen, Schlafen, Lernen – sonst nichts“. Es sind ganz andere Bedingungen, und der Zugzwang, innerhalb kurzer Zeit fertig zu werden, ist extrem. Die Bafög-Regelungen ermöglichen vielleicht eine Grundexistenz, reichen aber mit Sicherheit in vielen Fällen gar nicht aus, so dass die Semesterferien häufig zum Geldverdienen herhalten müssen, oder aber man hat den goldenen Löffel vom Papi im Mund gehabt, dann kann man sich ein etwas längeres, ruhigeres Studium leisten. Ansonsten sind auch die Prioritäten der Studierenden andere. Ich wollte früher mal die Welt verbessern, war Idealist. Heute geht es primär um einen guten Abschluss, einen Arbeitsleben zu haben und eine gesicherte Existenz. So würde ich das eigentlich primär fast sehen. Das entscheidet sich auch an den Noten, also der Konkurrenzkampf gerade auch unter den Jungwissenschaftlern ist enorm, die Anforderungen steigen. Das ist ein recht gnadenloser Prozess, der da letztendlich um sich greift. Und ich glaube grundsätzlich, um das Studium bestehen zu können, haben viele Studenten heute mehr Stress.

Die haben ´ne ganz knallharte Zeitvorgabe, innerhalb derer bestimmte Leistungen erbracht werden müssen und keine Chance, da ein bisschen frei mit zu jonglieren³²“.

Piotr Niedzwiecki, studiert seit 2004 Musik u. Philosophie auf Lehramt:

„Also ich bin ein Meister darin alle Abgabetermine und Stichtage aufzuschieben, bzw. das zu umgehen in dem ich die Dozenten freundlich frage: ‚kann ich das auch später abgeben?‘ und die sagen dann: ‚ja ist ok‘ und dann geb ich es drei Jahre später ab, und dann ist auch ok. Und dann hab ich nicht solchen Stress. Die meisten laufen hier immer mit vollgeschissenen Hosen rum, weil sie wissen am 31. des letzten Monats des Semester müssen sie alle Papiere abgeben, dann machen die nichts anderes und haben Angst, dass die das nicht schaffen, aber das ist für mich gar kein Thema³³“.

Politisches Interesse heute

Helga Wilhelmer, Regierungsdirektorin und Dezerntin des Dezernats studentische und akademische Angelegenheiten:

„Das Studentenparlament hat glaub ich, 50 Mitglieder und um ein bisschen auswählen zu können, wär es natürlich gut, wenn da ein paar mehr als 50 Kandidaten wären. Auf dem Flur hängen nur noch ganz kleine Zettel, das war schon von der Anschauung früher anders: da hatten wir dann ganz viele Stellwände im Mensafoyer. Auf denen haben sich die Kandidaten mit einem Foto, ihrem Lebenslauf und ihren Vorstellungen vorgestellt. Diese Zettel sind stetig kleiner geworden und jetzt sind sie so ganz klein, diese Entwicklung ist sehr interessant³⁴“.

Piotr Niedzwiecki, studiert seit 2004 Musik u. Philosophie auf Lehramt:

„Das gesellschaftskritische Denken ist nicht mehr so stark, wie vielleicht früher. Das „früher“ hab ich ja leider nicht erlebt, aber es macht den Eindruck auf mich. Ich hab auch diese Anekdote gehört, dass viele Dozenten aus der Gründerzeit der Universität, die damals dieses gesellschaftskritische Denken vorangetrieben und dafür die Fahne hochgehalten haben, alle nach und nach in den Ruhestand gehen und die Leute, die nach kommen nicht mehr diesen Anspruch haben, sondern eher mit dem Strom mit schwimmen. Da gibt es vielleicht so diese neuen Entwicklungen in den Kulturwissenschaften mit den Genderstudies, aber das ist mittlerweile auch im Mainstream angekommen, würde ich sagen, überhaupt diese ganze Theorie der Geschlechter. Und zu diesen Geschlechterstudien kann ich sagen, das wurde früher aufbrausend diskutiert. Eine Außenseiterkultur, ganz neues, emanzipatorisches und das wurde mittlerweile schön institutionalisiert. An der Universität gibt es inzwischen einen Fachbereich, mit Seminaren, wo man das richtig wissenschaftlich alles aufarbeitet³⁵“.


„Doch auch bei den Studierenden allgemein, hab ich so das Gefühl, dass sie gar keine Lust haben sich mit gesellschaftspolitischen Themen auseinanderzusetzen. Es gibt einige wenige Gruppen, die sich damit beschäftigen, aber es ist keine Atmosphäre der Gegenkultur an der Universität festzustellen. Eher eine Atmosphäre der Angepassten. Die Gespräche, die geführt werden sind nicht mehr auf diese gesellschaftskritischen Aspekte bezogen. Man unterhält sich eher darüber, wann man mal wieder shoppen geht oder welchen Film man im Fernsehen sehen möchte, aber nicht um irgendwelche Zukunftsutopien oder gesellschaftspolitische Veränderungen. Genauso ist es mit den Uni- und Hochschulpolitischen Gruppen, das hab ich bei der letzten Wahl der Studierendenparlamente mitbekommen, das ist sehr vom Aussterben bedroht. Da gibt es nicht mehr die

Vielfalt. Es scheint nicht mehr so wichtig, man identifiziert sich auch nicht mehr so mit der Universität, ihrem Titel und steht da so dahinter. Weil man sich einfach in den Strukturen in denen man sich da befindet nicht mehr so wohl fühlt. Und ich finde es herrscht so eine Akzeptanz der Obrigkeit und die Studierenden glauben, dass man einfach gegen die Hierarchie und die Herrschaft der Dozentinnen und Dozenten nicht ankommt. Das die den Ton angeben und dass das nicht so ein gleichberechtigtes Auseinandersetzen ist. Einfach weil da sieben Professoren da sitzen, zwei Mitarbeiter aus der Verwaltung und irgendwie zwei Studierende. Und natürlich die Mehrzahl der Stimmen an die Professoren und wissenschaftlichen Mitarbeiter geht. Auch allgemein gibt es unter den Studenten eher die Tendenz zur unpolitischen Lethargie, sie machen sich weder Gedanken über Rassismus noch über Wirtschaftlichkeit, noch über Fremdenfeindlichkeit, oder über Bildung, sondern plätschern irgendwie so vor sich hin³⁶.

Helga Wilhelmer, Regierungsdirektorin und Dezernentin des Dezernats studentische und akademische Angelegenheiten:

„Die Studierenden sind an allgemeinpolitischen Themen nicht so interessiert, wobei der Bildungsstreik eine Tatsache ist, da war der Kampf aber sehr aufs Studium bezogen. Was sich verändert hat, ist das Interesse für politische Themen, dass man sich einmischt in Probleme der dritten Welt oder demonstriert, weil Golfkrieg ist oder Krieg im Irak oder jetzt in Afghanistan. Der ASTA hat kein allgemeinpolitisches Mandat, aber Demos müsste man gar nicht mehr verbieten, weil es sowieso keinen mehr interessiert, denk ich. Das ist ein kultureller Wandel, der allgemein in der Gesellschaft zu beobachten ist was Teilhaben, Bürgerbeteiligung anbelangt. Die Frauenbewegung gibt's nicht mehr, die Friedensbewegung gibt's nicht mehr, und es gibt auch keine Studentenbewegung mehr, würde ich sagen. Dabei ist es nicht so, dass die Studierenden jetzt nur noch egoistisch sind, weil ihr

Verhalten so ist, sondern ich bin der Überzeugung, dass das Umfeld entscheidend ist für ein Verhalten. Solidarität war schon ein Begriff, der wichtig war, ich glaube heute - wer kennt den noch³⁷“?



Geschichte



Bild: Lichtstreifen 2008

Foto: Golletz

„Rainbow democracy“, Installation Ólafur Elíassons zum
Jaspers-Jahr 2008

„...Was zählt... ist der authentische Blick auf die Welt,
...hellwach zu bleiben, jedem Nachlassen des Denkens
entgegen zu wirken und Wahrnehmung als Prozess zu
erkennen, der, wie Jaspers' Denken, nie zu einem end-
gültigen Ergebnis führt...“

Monica Meyer-Bohlen in Uni-Info 5/2008



Demo „Good bye Learning“
Foto: Golletz Uni-Info November 2003

16.10.2003, etwa 800 Menschen kritisieren die Sparpläne der Landesregierung, die den Zuschuss für die Uni Oldenburg um 2 Millionen Euro kürzen will

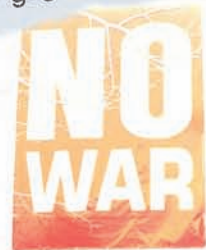
1987, Demo mit Trommeln in der Stadt
Foto: Golletz/Labeß

13.05.1987, in Oldenburg nehmen 5000 Menschen an der Demo gegen die Sparbeschlüsse des Landes und die geplante Einführung von Studiengebühren teil.



„No war“
Foto: Golletz
Uni-Info April 2003

Protestplakat von Studierenden gegen den Irak-Krieg am Hörsaalzentrum.



Fahrraddemo 1976
Foto: Uni-Pressestelle

Gegen die drastische Reduzierung des Ausbaus der Uni protestierten annähernd 1000 Oldenburger Hochschulangehörige mit einer viertägigen Fahrt nach Hannover.

Polohemd und Ökolatschen – Klischees auf den Leib geschneidert?

JS/NB

Wie kleiden sich eigentlich Studenten_innen? Welche Strategien benutzen sie, um ihr äußeres Erscheinungsbild auf ihren persönlichen Unialltag abzustimmen? Uns wurde schnell bewusst, dass man diese Fragen von zwei Seiten betrachten muss. Einerseits beschäftigten uns sehr bald die überall anzutreffenden Klischeebilder von studentischer Kleidung, andererseits war es uns wichtig, diese Stereotypenbilder auf ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen und sie an den tatsächlichen Kleidungspraxen der Studierenden unterschiedlicher Fachrichtungen zu messen.

BWLER tragen rosa Polohemden mit hochgestelltem Kragen, Juristinnen grundsätzlich Perlenketten und Informatiker sehen aus wie von Mami angezogen. Mathestudenten tragen Brille und Biologiestudenten Ökolatschen. Geisteswissenschaftler tragen Cordhosen und Pullunder. Wie zahlreiche Interviews und Recherchen im Internet belegen, ist derlei Schubladendenken weit verbreitet.

Daraus ergaben sich für uns mehrere Fragen. Grenzen sich Fachrichtungen tatsächlich durch unterschiedliches Kleidungsverhalten voneinander ab? Wird so durch Bekleidung eine Fachidentität konstruiert? Wir wollten es genau wissen und haben Student_innen gebeten ihren Kleidungsstil zu beschreiben und uns etwas über die Anforderungen und Bedingungen zu erzählen, denen ihre Bekleidung im Uni-Alltag gerecht werden muss.

Neben der Frage nach eventuellen Lieblingskleidungsstücken für die Uni wollten wir zudem die verschiedenen Faktoren auffindig machen, die die Wahl des Unioutfits beeinflussen.

Ein Unitag kann lang werden. Zwischen Vorlesungen, dem Mittagessen in der Mensa, den Recherchen in der Bibliothek und dem Kaffee in der Cafeteria, Sprachkursen und Seminaren, wird das Outfit normalerweise nicht gewechselt. Es geht also darum, schon morgens etwas zu wählen, mit dem man den gesamten Tag bestreiten, sich wohlfühlen, studieren und Freunde treffen, aber auch Gespräche mit Dozent_innen führen kann. Wir stellten fest, dass das Unioutfit täglich sein Allroundtalent unter Beweis stellen muss. Es gilt Kleidungsstrategien zu finden, mit denen man sich bei all diesen alltäglichen Herausforderungen gewappnet fühlt.

Kleidung ist abhängig vom Ort, aber auch von Faktoren wie Zeit und Stimmung. Was bedeutet dies im Uni-Alltag? Unsere Recherchen zeigen, dass die Student_innen bewusst Kleidung wählen, die Veränderungen am Tagesoutfit zu lassen. So wird die Strickjacke für die Interviewpartnerin B., die ihren Kleidungsstil kurz als „praktisch“ und „schlicht“ beschreibt, zum Lieblingskleidungsstück für die Uni. Auch Julia möchte im Uni-Alltag nicht auf ihre Fleecejacke verzichten. Erlaubt es dieses Kleidungsstück doch, auf die sich verändernden Bedingungen ihres Uni-Alltags zu reagieren. „Im Labor ist es immer total kalt, während die Mensa meistens einer Sauna gleicht. Da ist man froh, wenn man mal

was über- oder ausziehen kann“, erklärt sie und erläutert damit das beliebte Zwiebelprinzip. Neben den klimatischen Bedingungen der Institution Universität haben aber auch andere Anforderungen Einfluss auf die Kleidungspraxis der Studenteria. Annetarie erläutert uns beispielsweise ihre Taktik, um sich in Stresssituationen sicherer zu fühlen:

„[...] wenn ich ein Referat halten muss, dann sehe ich schon zu, dass ich irgendwas anziehe, bei dem man im Schweiß meines Angesichts, keine Flecken unter den Armen sehen kann. Dann trage ich meistens Schwarz. Was Klausuren betrifft, da hab ich mir am Anfang immer ziemlich Gedanken gemacht. Ich dachte, wenn ich etwas knallrotes an habe, dann hängt der Dozent vielleicht eher mal mit seinen Blicken auf mir. Anders als wenn ich irgendwas neutrales, schwarzes oder blaues an habe. Ich habe dann das Gefühl, dass sie mich nicht so oft angucken.“ Diese Aussage vergegenwärtigt, dass es Kleidungsstrategien gibt, sich für Prüfungen oder Referate anders zu kleiden, als im alltäglichen Uni-Leben. Kleidung wird unter solchen Umständen schon mal zur Tarnung benutzt.¹

Auch die besonderen Bedingungen der Veranstaltungen verschiedener Fachkulturen führen zu speziellen Anpassungen des Kleidungsverhaltens. So müssen die Landschaftsökolog_innen bei Exkursionen immer eine Regenjacke und gute Schuhe parat haben. Und dass Sportstudent_innen häufiger mal im Trainingsanzug anzutreffen sind, ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, dass das Sporttraining elementarer Bestandteil ihres Studiums ist.

Unsere Interviews zeigen, dass auch die Bereiche Mobilität und Zeitmanagement Faktoren sind, die sich auf das Kleidungsverhalten der Studierenden



auswirken. So ist beispielsweise Steffens Lieblingskleidungsstück für die Uni seine Mütze, da sie ihm erlaubt morgens länger zu schlafen und er keine Zeit damit verschwenden muss, sich Gedanken um seine Frisur zu machen. Wer, wie ein Großteil der Oldenburger Studenteria, mit dem Fahrrad zu Uni kommt, stimmt seine Kleidung darauf ab, nimmt eventuell eine Regen Hose mit oder achtet darauf, keine zu kurz geschnittenen Jacken zu tragen.

In der Ausstellung wird deutlich, dass Kleidung keinesfalls beliebig zusammengestellt wird, sondern vielmehr Ausdruck verschiedener studentischer Lebens- und Arbeitsformen ist.

Die studentischen Kleidungsstile sind also durchaus auch abhängig von der jeweiligen Fachkultur. Doch verdienen wirklich alle Soziolog_innen das Prädikat alternativ? Tragen wirklich alle Jurist_innen Segelschuhe? Was ist dran an den Vorurteilen?

„Wenn sich in meinem Fach plötzlich alle elegant kleiden würden, käme ich mir in abgeranzter Jeans und Kapuzenpulli auch komisch vor“, gesteht eine befragte Geisteswissenschaftlerin. „Dann würde sich mein Kleidungsstil zumindest in der Uni auch ändern.“ Sich in der Kleidung „wohl fühlen“ hat offenbar auch etwas mit dem Aspekt zu tun, sich „passend“ angezogen zu fühlen.

Georg Simmel zu Folge sind Bekleidungspraktiken mit dem Bedürfnis verknüpft, zu einer Gruppe zu gehören, bzw. sich von einer Gruppe zu distanzieren, „durch jene Differenzierung werden die an der Absonderung interessierten Gruppen zusammengehalten“.² Es geht um Fremd und Eigen, um Identitätsbildung. Simmel, der sich als einer der ersten Soziologen mit dem Kontext auseinandergesetzt hat, in dem Mode entsteht und sich verändert, führt die Ausdifferen-

zierung unterschiedlicher Modestile auf die Phänomene Nachahmung und Abgrenzung zurück. Kleidung besitzt einen identitätsstiftenden Charakter, mit bewusst ausgesuchter Kleidung kann der Wunsch verbunden sein, zu einer bestimmten Fachkultur zu gehören.

Vor diesem Hintergrund lassen sich die Klischeebilder und die Etablierung von Stereotypen als zweckmäßige Elemente verstehen, die an der Konstruktion von Fächerkulturen beteiligt sind und hinter denen sicher auch ein kleines Stück Wahrheit steckt.

Auch der Soziologe Pierre Bourdieu betont, dass sich Klassenzugehörigkeit am deutlichsten in differenziellen Lebensstilen ausdrückt. Er erklärt, dass „sich Geschmack als bevorzugtes Merkmal von ‚Klasse‘“³ anbietet.

Pierre Bourdieu macht in seinem Habituskonzept die Dependenz zwischen Lebensstil und Sozialisation deutlich.⁴ Wenn wir das Kleidungsverhalten als Reaktion auf und Interaktion mit dem sozialen Umfeld verstehen, dann wird es wichtig den Blick auf die Werte und Haltungen zu werfen, die der Einzelne damit formuliert. Davon ausgehend, dass der Kleidungsstil Ausdruck eines „nicht ablegbaren Habitus“⁵ ist, scheint es wichtig, die Betrachtung der tatsächlichen Bekleidung einzelner Student_innen vorzunehmen.

In der Ausstellung zeigen wir Lieblingsstücke aus dem Uni-Alltag verschiedener Studentengenerationen. Durch sie wird deutlich, dass eine Verallgemeinerung problematisch ist. Denn auch Jurist_innen tragen Schlabber-T-Shirts und auch Naturwissenschaftler_innen schlüpfen in Segelschuhe. Es wird gezeigt, dass die Bekleidung der Studenteria variiert und Student_innen unterschiedliche Stile kombinieren, „mal schick, mal schlönzig“ eben.

In Gottfried Kellers Novelle „Kleider machen Leute“ wird die Kleidung des Schneiderlehrlings Wenzel Strapinski zur Eintrittskarte in die „bessere Gesellschaft“. Kleidung und Sozialsystem interagieren auch hier miteinander. In unserem Zu-

sammenhang stellt sich die Frage, welche Kleidungspraxen von Studierenden zum Eintritt in die „bessere Gesellschaft“ -die Berufswelt- erwartet werden. Dazu ist es aufschlussreich zu untersuchen, wie Studierende in Zeitschriften, Hochschulmagazinen und insbesondere deren Jobanzeigen durch Kleidung in Szene gesetzt werden, und wie auch dadurch „clothing codes“⁶ etabliert werden, die dem baldigen Absolventen den kleidungsstrategisch „richtigen“ Weg in die Zukunft weisen.

Besonders auffällig sind die Marketingstrategien, die vorzugsweise eingesetzt werden, um Studierende aus den wirtschaftswissenschaftlichen Fächern anzusprechen. Hier wird das Bild der anzugtragenden Generation generiert und weiter forciert. Das blütenweiße Hemd oder die pastellfarbene Bluse, das Jackett, die Krawatte und die Perlenkette sind Attribute, die der Jungaufsteiger von heute scheinbar mitbringen muss. Für die große Karriere potentieller Berufseinsteiger erscheint die passende Garderobe als unvermeidbare Voraussetzung. So stellt auch Markus Schölling in seiner Studie „Soziale Herkunft, Lebensstil und Studienfachwahl: eine Typologie“ fest, dass sich in kaum einem anderen Fach „die Grund- und Wertorientierung so über das ‚gepflegte Äußere‘ ausdrückt, wie in den Wirtschaftswissenschaften. [...]. In der Kleidung werden dahinterliegende Persönlichkeitsmerkmale, wie Fleiß, Ehrgeiz, Dynamik vermutet, die den weiteren beruflichen Erfolg bedingen.“⁷ Mathias, ehemals VWL-Student, jetzt Mitarbeiter in einem Wirtschaftsunternehmen, erklärt, dass er die Kleiderordnung in seiner Firma als „anstrengend“ empfindet. In seiner Freizeit trägt er vorzugsweise Jeans und Longsleeve. Sabine vermisst es ebenfalls, ihre löcherige, mit bunten Aufnähern geflickte Jeans im beruflichen Alltag tragen zu können. „Nur die Uni gibt einem die Freiheit rumzulaufen wie der letzte Eumel“, schmunzelt sie bei der Erinnerung.

Vermutlich kennt jeder einen Juristen, BWLer oder Geisteswissenschaftler, der haargenau den Klischeevorstellungen entspricht. Aber gleichzeitig lassen sich genauso viele Gegenbeispiele finden. Dieses Nebeneinander verdeutlicht die Ausstellung anhand individueller Beispiele. Durch das Aufdecken realer studentischer Kleidungspraxen wird die Variationsbreite studentischer Kleidung vergegenwärtigt, ohne die bestehenden Klischees gewaltsam zu brechen oder zwanghaft zu bestätigen.

Die Kleidung der Studenteria ist vor allem eins: vielfältig. Aber ganz und gar nicht zufällig.



Ein tiefer Blick in die Schubladen
- gängigen Vorurteilen folgend, entworfen wir diese Fachschafts-Stereotype.





„Eine Mischung zwischen Bluse=souverän
und Schuhe=lässig.“
Holles Kleidungsstrategien für Referate,
Sprechwissenschaften MA.



Gutes Schuhwerk ist auf den Exkursionen Pflicht.
Annemarie, Landschaftsökologie, MA.



„Hemd und Pullover –
dann fühle ich mich immer
richtig angezogen.“
Jonas, WiWi, BA.



Jeans und Longsleeve kann Mathias nur noch in seiner Freizeit tragen, die
Kleiderordnung im Wirtschaftsunternehmen fordert anderes. VWL, Diplom.

Studierende und ihre Mobilität

BG

Morgens aufstehen, anziehen, losrennen – abends ausziehen, hinlegen, wegpennen?

Mobilität 1: *„Warten auf den Bus, Busfahren – Warten auf den Zug, Zugfahren – Warten auf die Straßenbahn, Bahnfahren. Ich habe das Gefühl dadurch unglaublich viel Zeit zu verlieren“* (A. E., M.A.-Studentin, Fak. III, Universität Oldenburg)

Das Pendeln mit öffentlichen Verkehrsmitteln hat für Studierende eines gemeinsam: Um zur Universität zu gelangen, muss man oft warten und verliert viel Zeit. Mit der Nutzung dieser Art von Fortbewegungsmittel sind verschiedene Faktoren verbunden, die den Alltag erschweren können. Das fängt bei den unflexiblen Aufstehzeiten durch vorgegebene Abfahrtszeiten an, streckt sich über die Wartezeiten beim Fahren selbst und endet im schlechtesten Falle bei Problemen mit dem Fortbewegungsmittel. Egal, ob Bus, Straßenbahn oder Bahn, bei allen kann die vermeintlich reibungslose Fahrt auf unerwartete Weise unterbrochen werden. Welcher Pendler kennt die

Situation nicht? Morgens zu spät aufgestanden, rennt man zur nächsten Haltestelle, steigt gerade rechtzeitig ein und ist froh, noch relativ pünktlich gewesen zu sein. Doch dann kommt entweder eine Durchsage, dass der Zug aus irgendwelchen Gründen Verspätung hat oder der Bus verspätet sich – und das ohne eine Ankündigung.

„Das nervt manchmal, besonders wenn der Tag lang und anstrengend war und die Züge zu spät sind.“ (S. N., M.A.-Student, Fak. III, Universität Oldenburg)

„Aber viel schlimmer sind unerwartete Ereignisse: Sei es ein Streik oder spät abends zwei Stunden auf einem Gleis kurz hinter Bremen zu stehen, da ein Tier oder ein Mensch überfahren wurde.“ (E. H., M.A.-Studentin, Fak. III, Universität Oldenburg)

Dennoch hat die Zeit des Wartens auch positive Aspekte, denn das Pendeln kann Vorteile haben. Viele Studierende nutzen die Zeit, um entweder zu entspannen und die Ruhe zu genießen oder um Musik zu hören und sich darin zu verlieren. Die Zeit kann allerdings auch produktiv genutzt werden, indem die Studierenden während der Fahrt Texte lesen, lernen oder am Laptop arbeiten. Die Arbeitsweise

variiert je nach Person und Arbeitseinstellung. Einige können auf Pendlerfahrten viel schaffen und sparen sich dadurch Zeit, andere können während der Fahrzeit nicht arbeiten, da die Konzentration fehlt.

„In den ersten zwei Semestern habe ich während der Bahnfahrt viele Texte gelesen. Im zweiten Studienjahr wurde es weniger. In meiner Abschlussphase habe ich während der Fahrten nur noch Filme am Laptop geschaut.“ (N. G., M.A.-Student, Fak. III, Universität Oldenburg)

Von Vorteil ist es, wenn man nicht alleine pendelt. Geplant oder zufällig treffen sich gelegentlich auch bekannte Gesichter im Pendlerverkehr. Mit einer vertrauten Person ist die gefühlte Zeit der Reise meist ein wenig kürzer.

„Zum einen hatte ich teilweise Gesellschaft, so dass die Zeit wie im Fluge verging. Zum anderen mag ich Bahn fahren.“ (E. H., M.A.-Studentin, Fak. III, Universität Oldenburg)

Manchen gelingt es sogar, Kleinst-Expeditionen alltagsethnologischer Art zu unternehmen.

„Gespräche am Telefon über das Augenbrauenzupfen, ausgefochtene Beziehungskrisen, viel Geläster über unbekannte Menschen, Fachgesimpel über Schnapsrituale oder einfach nur der schöne Anblick schlafender Menschen in öffentlichen Verkehrsmitteln. Ich habe fast jeden Tag etwas Kurioses erlebt und die Menschen besser kennengelernt.“ (S. N., M.A.-Student, Fak. III, Universität Oldenburg)

Auch innerhalb der Stadt Oldenburg wird gependelt. Zwischen der Haustür und dem Zielort wird das Fahrrad von Studierenden am häufigsten benutzt. Es gilt als eines der wichtigsten Mobilitätsobjekte in Oldenburg.¹ In einer groß angelegten Haushaltsumfrage, die im Februar 2010 erschienen ist,² kam heraus, dass die Nutzung des Fahrrades als Verkehrsmittel knapp hinter dem PKW, aber weit vor dem Zufußgehen und dem Busfahren liegt. In dem Fahrradklimatest des Allgemeinen Deutschen Fahrrad-Clubs (ADFC)³ landete Oldenburg im Jahre 1992 auf Platz fünf.⁴ Weitere Erhebungen gab es im Jahre 2003, in dem Oldenburg auf Platz zwei gewählt wurde.⁵ Im letzten Fahrradklimatest 2005

wurde Oldenburg auf seinem Rang bestätigt und erreichte erneut den zweiten Platz in der Kategorie „Städte mit 100.000 bis 200.000 Einwohner“.⁶ Nach eigenen Angaben der Stadt hat die Radverkehrsförderung eine hohe Bedeutung für Oldenburg. Dies hat zur Folge, dass dieser Bereich in den nächsten Jahren noch ausgebaut werden soll.⁷

Mobilität 2: *„Meine sieben Monate in Spanien waren nicht ganz so partyintensiv wie im Film ‚L’Auberge Español‘, aber ebenso gut und spannend.“* (E. H., M.A.-Studentin, Fak. III, Universität Oldenburg)

Die Integration von Auslandssemestern oder -praktika zählt zu einem der wichtigen Ziele der Studienreformen. Die Tendenz zur Beliebtheit von Auslandsaufenthalten im Rahmen des Studiums lässt sich in Statistiken des Statistischen Bundesamtes nachlesen. Bereits im Jahre 2004 waren über 10.000 Studierende mehr im Ausland als 2002.⁸ So ließ sich im Jahre 2007 ein weiterer Anstieg verzeichnen. Aus der Statistik kann man ablesen, dass insgesamt ca. 5 % der in Deutschland eingeschriebenen Studierenden ein oder mehrere Auslandssemester absolvieren, das entspricht 90.300 Studierenden von 1,7 Millionen.⁹ Waren Großbritannien und die USA 2004 noch auf den ersten Plätzen¹⁰, sind es im Jahre 2007 mit großem Abstand die Niederlande gewesen.¹¹

„Wie vieles in meinem Leben war es eher Zufall.“ (N. H., B.A.-Studentin, Fak. III, Universität Oldenburg)

Das gilt in einigen Studiengängen nicht, dort sind Auslandsaufenthalte Pflicht und fest vorgeschrieben, sodass Studierende keine Wahlmöglichkeit mehr haben.¹² Die zu belegenden Kurse in dem geplanten Auslandszeitraum werden an der Universität nicht angeboten, sondern stattdessen ins Ausland, an die jeweilige Partneruniversität, verlagert.

Unabhängig davon, ob es sich um ein Auslandsprak-



tikum oder ein Auslandssemester handelt, lohnt sich die Erfahrung.

„Jeder der kann, sollte die Chance nutzen ins Ausland zu gehen, denn ein Auslandssemester bringt einem sehr viel: Neue Freunde, neue Sprache oder verbesserte Fremdsprache, Selbstvertrauen, mehr Bildung und der berühmten Blick über den Tellerrand!“ (E. H., M.A.-Studentin, Fak. III, Universität Oldenburg)

Mobilität 3: *„Ich weiß nur, was sie macht, weil sie bei facebook ist.“* (A. Y., M.A.-Studentin, Fak. III, Universität Oldenburg)

Soziale Netzwerke¹³ sind eine Mobilitätsform¹⁴, die aus dem Studierendenalltag kaum noch wegzudenken ist. Egal, ob StudIVZ, XING oder Lokalisten – viele Studierende sind im sogenannten ‚Web 2.0‘ aktiv. Diese Form von Mobilität, die als virtuelle zu verstehen ist, lässt sich durch die Art ihrer Nutzung am besten mit dem Begriff der „gefühlten“ Mobilität beschreiben. Mit Hilfe von Medien als Verlängerung des Menschen kann eine Verbindung zu einem anderen Ort geschaffen werden, an dem soziale Interaktion möglich ist.¹⁵

Die größte Beliebtheit genießt derzeit der US-amerikanische Anbieter facebook. So haben sich die Nutzerzahlen von facebook in Deutschland, nach eigenen Angaben, im Laufe des Kalenderjahres 2010 fast verfünffacht.¹⁶ Der Anteil von 18 bis 34-jährigen liegt dabei weit über 50 % der Gesamtnutzer.¹⁷

„Hier fragt sogar der Polizist einen ‚tunen facebook‘?“ (A. S., B.A.-Studentin, Fak. III, Universität Oldenburg)

Viele, die entweder im Ausland sind bzw. waren oder zahlreiche Bekanntschaften im Ausland haben, bevorzugen die Nutzung von facebook, da dieses soziale Netzwerk internationaler ausgerichtet ist. Diese Plattform eignet sich, um Kontakt mit neu gewonnenen

Freundschaften aus dem Ausland halten zu können. Im Profil eines befreundeten Nutzers ist zum einen der aktuelle Status abzulesen, sodass eine breite Masse erfahren kann, was die jeweilige Person derzeit macht. Zum anderen können auch aktuelle Bilder bereitgestellt werden, um sie über die Ländergrenzen hinaus mit anderen zu teilen. Das macht facebook vor allem für Nutzer mit vielen internationalen Bekanntschaften attraktiv, da ein schneller, manchmal auch formloser Austausch von Informationen ermöglicht wird. Diese Plattform ermöglicht es zudem auch Familien miteinander in Kontakt zu bleiben.

„Meine Mama hat sich extra bei facebook angemeldet, damit sie meine Fotos sehen kann.“ (A. S., B.A.-Studentin, Fak. III, Universität Oldenburg)

Auch hier ist ein schneller Austausch von aktuellen Ereignissen möglich, wenn Mitglieder durch Landesgrenzen getrennt werden. Zudem können Verbindungen zu Familienmitgliedern gehalten werden, zu denen eher geringer Kontakt besteht.

„Mit den meisten Verwandten aus dem Ausland bin ich bei facebook befreundet. Ich schreibe ihnen so gut wie nie. Allerdings kann ich am Status immer sehen, was bei denen passiert.“ (N. G., M.A.-Student, Fak. III, Universität Oldenburg)

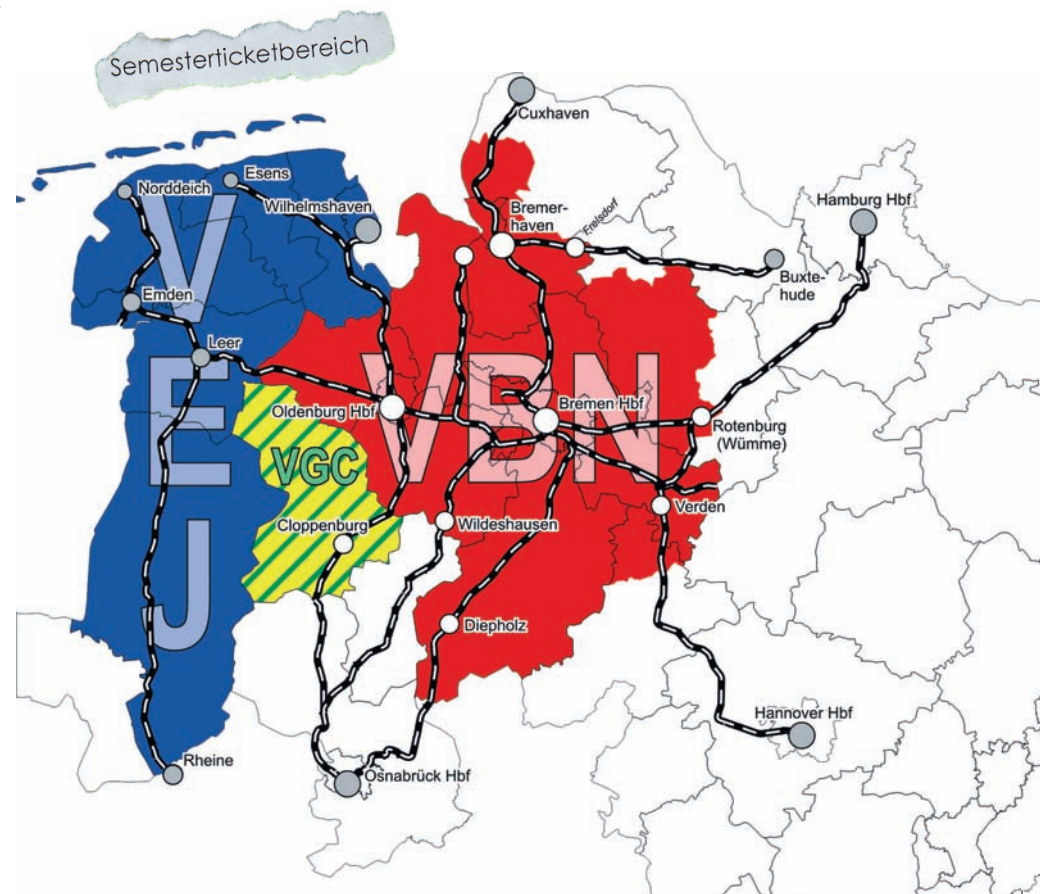
Soziale Netzwerke wurden im Rahmen von Datenschutzstandards kontrovers diskutiert.¹⁸ So ist der relativ offene Umgang mit Daten von Studierenden bei facebook verwunderlich, da sie als kritisch und sensibilisiert gegenüber schwachen Datenschutzbestimmungen gelten. Die Gründe hierfür sind vielfältig. So kann es sich schlicht um Unwissenheit oder das Nicht-Lesen der zu langen AGBs handeln. Auch das Nicht-Reflektieren von Folgen bzw. Gruppenzwang können dafür verantwortlich sein. Es könnte sich aber auch um die Euphorie für die Nutzung des sozialen Netzwerkes handeln, die so groß ist, dass alles andere, was damit zusammenhängt, ausgeblendet wird.

Obwohl bestimmte Anbieter von sozialen Netzwerken ein

lückenhaftes Datenschutzsystem haben, werden sie von vielen Studierenden genutzt. Wegen eben dieser Lücken widmen einige den Profil-Angaben und der Foto-Auswahl besondere Aufmerksamkeit.

„Aber meine persönliche Angaben und Fotos habe ich sorgfältig ausgewählt.“ (A. S., B.A.-Studentin, Fak. III, Universität Oldenburg)

Bei allen drei Mobilitätsformen ist ein stetiger Anstieg nicht zu übersehen. Ein möglicher Grund hierfür ist die Internationalisierung der Studiengänge im Rahmen der Umstellung auf das Bachelor- und Mastersystem. Wechselte man in den alten, grundständigen Studiengängen bereits vor dem ersten Abschluss mehrmals die Hochschule, geschieht dies heute meist erst nach dem ersten berufsqualifizierenden Abschluss.¹⁹ Es scheint viel wichtiger geworden zu sein im Rahmen des Erststudiums ins Ausland zu gehen und über soziale Netzwerke Kontakte zu halten. Dabei scheinen die Grenzen von reeller und „gefühlter“ Mobilität zu verschwimmen.



Stresstest Studium

MK/SD

Abgabetermin: heute. Zeichen: 32. Ein gelungener Start in einen arbeitsreichen Tag. Fünf Tage zuvor: Stuhltext weitgehend abgeschlossen. Mein depressives Tief erreicht seinen Höhepunkt. Die Aufmerksamkeitsspanne gleicht der eines Kleinkindes. SMS der Ex ignoriert, die Gedanken an sie nicht. Der Text über den Stress muss fertig werden. Notebook angeschaltet, sichtbare Artefakte, schwarzer Bildschirm. Murphys Law. Zwei Tage zuvor: Die aktuelle Literatur bestreitet die Existenz von positivem Stress. Ich bin motiviert und ob es solcher Eu-Stress war oder ein Aktivierungsschub¹ interessiert mich nicht. Klärendes Gespräch mit der ehemals besseren Hälfte. Der Kopf ist frei, der Bib-Rechner fährt hoch. Schreibblockade. Einen bequemen Stuhl gesucht und auf Papier die Notizen des Vortags erweitert. Das muss reichen. Am nächsten Tag schaffen es ein paar belanglose Zeilen auf den Bildschirm. Text markieren und entfer-

nen. Ich kann das besser. Heute: Koffein in Reichweite, den Korb mit Nervennahrung gefüllt, richte ich mir meinen 16-Stunden Arbeitsplatz ein. Mir wird dabei bewusst, dass ich die Anfangsphase dessen erlebe, über das ich schreiben will: Stress. Nach der Sichtung diverser Literatur, Statistiken und Interviews mit Involvierten für diesen Artikel, bin ich davon ausgegangen, dass die Selbstdiagnose früher eintritt. Was sie nicht tat, jedenfalls bei mir nicht, in unserem kleinen Team sieht das anders aus.

Aber was braucht es, damit aus einer anstrengenden in Teilen auch nervigen Arbeit Stress entsteht? Hierbei muss zuerst zwischen der inflationären, umgangssprachlichen Verwendung, in der jede Anstrengung als Stress deklariert wird² und der Erkrankung unterschieden werden, welche sich in physischen und psychischen Beeinträchtigungen äußert. Erstere lässt sich in einem Zitat Robert Lemkes zusammenfassen: „Kein Mensch ist so beschäftigt, dass er nicht die Zeit hat, überall zu erzählen, wie beschäftigt er ist.“³ Stress braucht Stressoren, Ereignisse, die eine erhöhte Wahrscheinlichkeit besitzen, Stress auszulösen. Damit sie dies tun, muss der Stressor eine gewisse Bedeutung für den Einzelnen haben, das heißt, entweder kurzzeitig intensiv erlebt werden oder langanhaltend sein. Je weniger der Ausgang kontrolliert werden kann, desto größer ist die Stressanfälligkeit.⁴ In meinem Fall bezieht sich die Bedeutung darauf, dass einerseits dieser Text zusammen mit meinem Namen veröffentlicht wird, ich andererseits auch eine Verpflichtung den anderen Gruppenmitgliedern gegenüber empfinde. Zusammen mit dem mittlerweile kleinen Zeitfenster entsteht eine Stressreaktion, welche nicht überbordend ist, weil sie noch in meinem Kontrollbereich liegt. Wenn der Text heute Nacht seinen Bestimmungsort im stud-ip findet, ist der Stressor beseitigt. Die momentane Diskrepanz von Anforderung und meiner wahrgenommenen Bewältigungskompetenz hebt sich auf, der Spannungszustand löst sich. Der Körper kann sich regenerieren.⁵ Der Prozess bleibt

ohne Folgen. Geschieht dies nicht, setzt der Körper weiter gespeicherte Energie frei, um auf die Lösung optimal vorbereitet zu sein. Erreicht er dabei seine Grenzen, ermüdet er. Bleibt eine Lösung aus oder muss anschließend auf einen weiteren Stressor reagiert werden, steigt die Stresskurve pyramidenartig an. Koffein, Medikamente, Amphetamine etc. helfen dabei, die körpereigenen Warnsignale zu unterdrücken, bis der Körper letztlich in einen kompletten Erschöpfungszustand verfällt,⁶ der auch als Burnout bekannt ist und Betroffene über einen längeren Zeitraum handlungsunfähig macht. Mir passiert das hoffentlich nicht, denn ich bin in der komfortablen Situation, dass ich meinen Prüfungsmarathon bereits hinter mir habe und nur noch ein paar Ausarbeitungen und die Masterarbeit zum Abschluss fehlen. Der Katalogbeitrag ist also nicht der Beginn eines Bergs an Anforderungen, wie ihn viele Studieneinsteiger erleben. Mitunter schwammig formulierte Studien- und Prüfungsordnungen müssen analysiert werden und geben nicht einmal dann die Sicherheit eines geplanten Studierens. Mangelnde Transparenz und von Beginn an verlangte, volle Leistung in den neuen Lebens- und Lernstrukturen lassen Anfänger in Panik geraten.⁷

Tatsächlich sind es von den 550 Studierenden, vor allem Erstsemester, die das Angebot der Psychosozialen Beratungsstelle (PSB) der Universität Oldenburg in Anspruch nehmen. Dabei sind vor allem studienbezogene Anfragen relevant, wie Prüfungsangst und Überforderung, also leistungsorientierte Anliegen. Circa 20% der Ratsuchenden leiden unter Stressbewältigungsproblemen, 15% sind depressiv verstimmt und 10% zeigen Burnout-Symptome. Stressbedingte Krankheitsverläufe haben somit die Hochschule, nicht nur in Oldenburg, erreicht.⁸ Erwähnenswert hierbei scheint, dass 2/3 der Ratsuchenden Frauen sind.⁹ Ob diese weniger Hemmungen haben, Hilfe in Anspruch zu nehmen oder tatsächlich ein erhöhtes Stress-, und damit Burnout-Risiko besitzen, bleibt bis dato ungeklärt. Geschlechtsspezifische Untersuchungen zu gestressten Arbeitnehmern sehen in

einem größeren Rollenkonflikt von Arbeit und eigener Familie die Ursache von höherer Anfälligkeit,¹⁰ welche allerdings auf die wenigsten Studierenden zutrifft.¹¹

Im Vergleich zu den alten Studiengängen gibt es zwar nicht signifikant höheren Zulauf, jedoch haben sich die Struktur und Forderungen der Ratsuchenden geändert. Es waren vor allem Studierende, die kurz vor dem Abschluss standen und unsicher über ihre Leistungskompetenzen bezüglich der letzten Prüfungen waren. Bei der Behandlung stellte neben der Problemlösung auch die Selbsterfahrung innerhalb der Situation eine wichtige Rolle dar.¹² Gab es früher bis zu diesem Zeitpunkt kaum Rückmeldung zum Leistungsstand, ist es heute die schiere Masse an Prüfungen, welche belastet.¹³ Hinzu kommt die Aussicht, dass jede Fehlleistung ihren prominenten Platz auf dem Zeugnis bekommt. In Verbindung mit zulassungsbeschränkten Masterstudiengängen und einem früher nicht in dem Maß apokalyptisch empfundenen Arbeitsmarkt, entsteht Leistungsdruck, der Studierende dazu verleitet, nach einem möglichst lückenlosen Lebenslauf zu streben, der ein ausgezeichnetes und schnelles Studium beinhaltet.¹⁴ Aus diesem Grund fordert eine Mehrheit der Betroffenen einen zügigen Heilungsprozess, um mit möglichst wenig Verzug, Leistung im alten Maß erbringen zu können.¹⁵ Nun ist der perfekte Studierende nur eine der Rollen, die übernommen werden müssen. Von einem der Betroffenen wurde beispielsweise erwartet, als Teil einer Großfamilie zu funktionieren und niemandem zur Last zu fallen. Daneben können Probleme mit dem (Ex-)Partner oder im Freundeskreis zur zusätzlichen Belastungsprobe werden. Das Erfüllen der Fremderwartungen unter Berücksichtigung der eigenen Ansprüche ist damit Auslöser für Stress.



Auf welche Weise lässt sich ein solcher Verlauf verhindern? Neben kurzfristigen Entspannungsmaßnahmen ist für eine langfristige Änderung unumgänglich, sich selber in seiner Situation zu reflektieren. Prüfungs- und Studienordnung geben weitgehend starre Vorgaben, wie das Studium im Idealfall zu absolvieren ist. Soll neben dem perfekten Studierenden auch noch die Rolle des Kindes, Freundes, Partners und zukünftigen Arbeitnehmers erfüllt werden, bauen sich eine Vielzahl von Fremderwartungen neben den eigenen auf. Wer sich diesen bedingungslos unterwirft, erhöht damit den Kontrollverlust über seine eigene Situation, studiert letztlich fremdbestimmt und schafft damit die Grundlage, in einer schwierigen Lage zu verzweifeln.¹⁶

Die subjektive Bewertung ist daher der Schlüssel zu einer langfristigen Lösung.¹⁷ Ist die Welt wirklich dem Untergang geweiht, wenn nicht die Eins vor dem Komma steht? Braucht es wirklich zig lebenslaufverschönernde Praktika oder wäre es vielleicht sinnvoller, ein bisschen Zeit für eigene Interessen aufzubringen? Entspricht der Studienverlaufsplan den persönlichen Fähigkeiten und Neigungen oder kann man nicht auch ein Semester dranhängen? Jeder kann sich die Frage stellen, inwieweit er für sich selbst oder für die Erwartungen anderer studiert.

Eine solche Selbstreflexion ist gleichwohl schwierig, denn Stress hat eine prestigefördernde Komponente. Wer ihn hat, ist aktiv und leistungsstark. Außenstehende sind beeindruckt und Betroffene geschmeichelt,¹⁸ was soweit führen kann, dass die Anerkennung zur Sucht wird, wie es bei einer der Interviewten der Fall war. Auch wenn Beschwerden geäußert werden, führt dies nicht unbedingt zur richtigen Diagnose. Es gibt keine spezifischen Symptome für eine Stresserkrankung, was eine Eingrenzung schwierig macht.¹⁹

Verkennt der Betroffene die Situation, können sowohl körperliche Beschwerden, wie Tinnitus, Asthma oder Bluthochdruck, als auch psychische Folgen, wie z.B. Depressionen und Angstzustände auftreten. Wer den Zustand des „ausgebrannt sein“ erreicht, welcher keine eigene Krankheit ist, ist über Wochen, Monate oder Jahre handlungsunfähig. Im Unterschied zum Stress, zeichnet sich Burnout durch Abnutzungserscheinungen aus. Emotionale Erschöpfung²⁰ und Distanzierung zur Arbeit sind Merkmale an denen eine Erkrankung deutlich wird.²¹

Ein beschwerlicher Heilungsprozess beginnt, in dem die eigenen Bedürfnisse erkannt und umgesetzt werden müssen. Dazu zählt die Pflege sozialer Kontakte, welche im Zweifelsfall eine große Stütze sein können, aber auch Zeit für Langeweile einzuplanen. Ein simples Zeitmanagement, welches anliegende Arbeiten zwischen Dringlich- und Wichtigkeit unterscheidet, kann hierbei ebenfalls helfen Prioritäten zu setzen.²² Zudem wird der eigene Perfektionsanspruch gesenkt und das eigene Arbeitstempo gefunden, so dass die Kollegen einem auch mal „den Buckel runter rutschen können“. Im weitesten Sinne geht es um die gesundheitsfördernde Einteilung der eigenen Ressourcen. Diese können durch die Reduzierung des Arbeitsumfanges geschont und durch persönliches Wachstum angeregt werden.²³ Durch ein sorgsames Haushalten wird deswegen die Produktivität gesteigert, denn permanenter Stress vermindert die geistige Leistungsfähigkeit.²⁴ Auch wenn ein solches Vorgehen bedeutet, seine ehemals gesteckten Ziele zu verzögern oder komplett zu verwerfen, können in den als Scheitern wahrgenommenen Umständen, neue Möglichkeiten entdeckt werden. Denn wer sein Studium nicht nach Blaupause absolviert, fördert eigenständiges und kreatives Denken und somit sticht der „Gescheiterte“ aus der Masse hervor.²⁵

Oase der
ENTSPANNUNG
BERUHIGENDE KRÄUTERTEEAUSLESE

Ein Medikamentencocktail hilft gegen allerlei Symptome, die Ursachen für Stresserkrankungen kann er allerdings nicht kurieren



1. Was ist Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard und wofür wird es angewendet?
2. Was müssen Sie vor der Einnahme von Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard beachten?
3. Wie ist Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard zu nehmen?
4. Welche Nebenwirkungen hat Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard?
5. Wie ist Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard zu bewahren?
6. Weitere Informationen

1. WAS IST AMITRIPTYLIN-NEURAXPHARM 25 MG RETARD UND WOFÜR WIRD ES ANGEWENDET?

Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard ist ein Arzneimittel aus der Gruppe der trizyklischen Antidepressiva.

Anwendungsgebiete:

Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wird angewendet zur Behandlung von Depressionen (Erkrankungen mit krankhaft-traurigen Verstimmungszuständen) und zur langfristigen Schmerzbehandlung im Zusammenhang mit anderen therapeutischen Maßnahmen.

2. WAS MÜSSEN SIE VOR DER EINNAHME VON AMITRIPTYLIN-NEURAXPHARM 25 MG RETARD BEACHTEN?

Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard darf nicht eingenommen werden:

- wenn Sie überempfindlich (allergisch) gegen Amitriptylin oder einen der sonstigen Bestandteile von Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard sind,

Bitte informieren Sie Ihren Arzt oder Apotheker, wenn Sie andere Arzneimittel einnehmen/anwenden bzw. vor kurzem eingenommen/angewendet haben, auch wenn es sich um verschreibungspflichtige Arzneimittel handelt.

Die Wirkung von Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard kann durch andere Arzneimittel beeinflusst werden. Insbesondere können die Wirkung von Schlaf-, Beruhigungs- oder Schmerzmitteln verstärkt werden.

Die Wirkung von Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wird durch andere Arzneimittel, die teilweise wie Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wirken (z. B. trizyklische Antidepressiva), verstärkt (synergistische Wirkung).

Die Wirkung von Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wird durch andere Arzneimittel, die teilweise wie Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wirken (z. B. trizyklische Antidepressiva), verstärkt (synergistische Wirkung).

Die Wirkung von Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wird durch andere Arzneimittel, die teilweise wie Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wirken (z. B. trizyklische Antidepressiva), verstärkt (synergistische Wirkung).

Die Wirkung von Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wird durch andere Arzneimittel, die teilweise wie Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wirken (z. B. trizyklische Antidepressiva), verstärkt (synergistische Wirkung).

Die Wirkung von Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wird durch andere Arzneimittel, die teilweise wie Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wirken (z. B. trizyklische Antidepressiva), verstärkt (synergistische Wirkung).

Die Wirkung von Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wird durch andere Arzneimittel, die teilweise wie Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wirken (z. B. trizyklische Antidepressiva), verstärkt (synergistische Wirkung).

Die Wirkung von Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wird durch andere Arzneimittel, die teilweise wie Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wirken (z. B. trizyklische Antidepressiva), verstärkt (synergistische Wirkung).

Die Wirkung von Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wird durch andere Arzneimittel, die teilweise wie Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wirken (z. B. trizyklische Antidepressiva), verstärkt (synergistische Wirkung).

Die Wirkung von Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wird durch andere Arzneimittel, die teilweise wie Amitriptylin-neuraxpharm 25 mg retard wirken (z. B. trizyklische Antidepressiva), verstärkt (synergistische Wirkung).

- hervorragende und durch Veröffentlichungen nachgewiesene Kenntnisse
- hohe Eigeninitiative und soziale Kompetenz
- Erfahrungen in der außeruniversitären Forschungslandschaft
- diplomatisches Geschick
- Flexibilität
- Teamfähigkeit
- Interkulturelle Kompetenz
- Umzugsbereitschaft
- Der/Die zukünftige Stelleninhaber/in
- sehr gute Kommunikations- und Interaktionsfähigkeiten sowie Teamfähigkeit

Der sitzende Student

MK

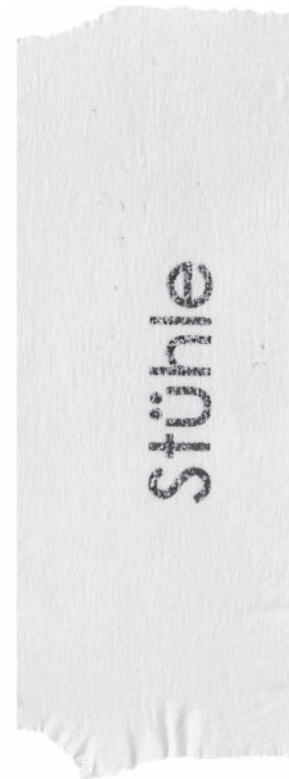
Eine traditionell nomadische Lebensweise sieht unter anderem ein Umherziehen mit dem eigenem Vieh von Weidegrund zu Weidegrund vor. Diese werden zwar genutzt, jedoch nicht in Besitz genommen.¹ Ähnlich verhält es sich mit Studierenden. Einmal an der Universität angekommen, nimmt er Orte in Gebrauch, um seinen (Wissens-)Durst zu stillen. Ob Seminar, Vorlesung, Mensa oder Bibliothek, der gewillte Bildungsnomade sitzt dabei und das vornehmlich auf einem Stuhl. Grund genug, den „litterarum studiosus sedens“ genauer im Kontext Universität zu betrachten. Dabei wird anhand der genannten Orte ein Überblick über Funktion und implizit übermittelte Botschaften ausgewählter Stühle gegeben. Daraus folgt, dass keine Gesamtaufnahme aller Stuhltypen folgen wird. Auch der geschichtliche Abriss ist stark reduziert.

Ein Stuhl definiert sich durch eine Sitzfläche und eine Lehne, die zusammen verbunden, mit Beinen auf dem Boden stehen.² Die ältesten bisher bekannten Stühle waren Grabbeigaben von Pharaonen und Würdenträgern des alten Ägyptens. In einer Gesellschaft, in der vor allem Hocker als Sitzmöbel verbreitet waren, galten sie als Zeichen von hohem Status und damit auch Macht.³ Auch in den folgenden Jahrtausenden behielt der Stuhl seine repräsentative Funktion, wie sich anschaulich anhand des Throns zeigen lässt. In seiner Exklusivität dem Herrscher vorbehalten, isoliert er ihn körperlich wie sozial von seinen thronlosen Untertanen. Denen gegenüber war er damit gleichzeitig in der Pflicht, denn vom Throninhaber wurden besondere, gottgestützte und voraussehende, geistige Leistungen erwartet.⁴ Es verwundert daher nicht, dass in weiten Teilen der Welt die hierarchische Spitze von geistesbezogenen Tätigkeiten stets an eine bestimmte Art des Stuhls gebunden ist. Vorstandsvorsitz, der Heilige Stuhl oder der Sitz hinter dem Lehrerpult, ihnen geht allen eine lange Zeit des produktiven Sitzens voraus, welche letztlich belohnt wird.⁵ Ein Grund dafür liegt in den physiologischen Auswirkungen des Sitzens. Wird das ständig durch Gewichtsverlagerung in Bewegung bleibende Stehen, durch das relativ starre Sitzen ersetzt, vermindert der Körper seine Aktivität. Muskeln verhärten sich, das Atmen verflacht, Bewegungsdrang und emotionale Äußerungen werden gedämpft. Somit kann nicht nur mehr Energie für intellektuelle Leistung bereitgestellt werden, der Geist hat auch den Körper diszipliniert.⁶ Zusammenwirkend wird die Konzentration auf einzelne Inhalte erhöht, dafür ein freies Assoziieren und Gedankenschweifeln unterdrückt.⁷ Der Vorlesungsstuhl bietet sich für eine weitere Erläuterung als Beispiel an.

Aus Holz gefertigt, nicht gepolstert und knapp bemessen, zwingt er den Sitzenden in eine kaum zu korrigierende Haltung. Allein die Schreibunterlage lädt, vor allem in den hinteren Reihen, zum ausgedehnten Power-Napping

ein. Mit diesem Mangel an Variabilität starrt der Studierende auf die, im Tempo eines Hörbuchs, vortragene Präsentation. Die feste Sitzordnung und Sitzhaltung ist dabei eine Übertragung der festen Struktur des Vortrags, die sich, zumindest zu Beginn, auch im Geist des Zuhörers wiederfindet.⁸ Sie verliert sich allerdings mit anhaltender Dauer und gibt den Gesprächsthemen des Nachbarn oder verträumten Blicken wachsenden Raum. Bis zu diesem Zeitpunkt konnte die Sitzgelegenheit einer erhöhten Betriebsamkeit Einheit gebieten, welche mit Sicherheit der eines Börsenparketts gleichen würde, wäre sie nicht existent.

Anders verhält es sich in Seminaren, die anhand von Beispielen aus den 80er und 00er Jahren vergleichend untersucht werden. Sie sind zumindest am Campus Haarentor weit verbreitet und bieten neben einer historischen Gegenüberstellung auch die Basis für einen Vergleich zu anderen Stuhltypen. Beide Modelle tragen dem Ziel, neben der Aufnahme von Faktenwissen auch Diskussionen Raum zu lassen, durch eine größere Sitzfläche Rechnung. Die damit gegebene Bewegungsfreiheit lässt den Gedanken mehr Raum und wirkt, nicht immer erfolgreich, anregend. Daneben genügen sie noch anderen, praktischen Anforderungen, wie Stapelbar- und Widerstandsfähigkeit. Für erstere zeigen sich fehlende Armlehnen und die Anordnung der Beine verantwortlich. Darüber hinaus können durch die kostengünstige Verleimung einzelner Holzschichten nicht nur der Preis gering gehalten, sondern auch individuelle Maßunterschiede, wie sie Vollholzmöbel zeigen, verhindert werden.⁹ Die Beschichtung der Oberfläche sorgt für den Schutz vor mechanischen Einwirkungen. Die Verwendung von Holz und das schlichte Design, bei dem die Form der Funktion folgt, spiegeln das verbreitete ökologische



Bewusstsein und den gestalterischen Minimalismus der beginnenden 80er Jahre wieder, in denen dieses Stuhlmodell erworben wurde.¹⁰ Sein moderneres, eigentlich für die Bundeswehr konzipiertes Pendant,¹¹ unterscheidet sich in seiner Form dabei lediglich in der Verwendung von gepolsterten Sitz- und Rückenflächen. Der erhöhte Komfort wird durch eine im Vergleich zur Holzvariante empfindlichere, aber in diesem Fall dennoch widerstandsfähige Polsterung erkauft. Bemerkenswerter scheint jedoch die Einführung des Dozentenstuhls mit dem Neuerwerb von 2003- 05. Mit Armlehnen ausgestattet, ermöglicht er durch die im größeren Winkel angestellte Rückenlehne ein entspanntes, aufrechtes Sitzen. Nicht nur die massige Form erinnert dabei an einen Thron. Auch seine quantitative Verbreitung und die zuge dachte Position am Kopfende der Tischformation erinnern an die Sitzgelegenheit der Herrschenden. Nimmt also der Seminarraumherrscher Platz, so demonstriert er seine Autorität den übrigen Anwesenden. Während er diese Haltung längere Zeit halten kann, bedeutet dies für die anderen Teilnehmer und Teilnehmerinnen eine größere Anstrengung. Die aufrechte Position weicht entweder einem resignierten Zusammensacken oder dem bemühtem Abstützen auf dem Tisch. Sollen zudem Notizen gemacht werden, begibt sich der oder die Studierende in eine unterwürfige, weil den Kopf gesenkte, Haltung, die ihn verletzlich erscheinen lässt. Im Bewusstsein, dass der Stuhl nicht ausschließlich von Dozenten genutzt wird, wurde er dennoch mit einer gewissen Intention erworben, die konträr zum Reformgedanken steht, der eine flache Hierarchie vorsah¹² und bei der Er stanschaffung noch (unbewusst) bedacht wurde. Nun will im Unialltag nicht nur der geistige Hunger gestillt werden. Verlangt der Körper nach physischer Nahrung, sind in Mensa und Cafeteria alle Nutzer

durch die Suche nach Befriedigung des primären Bedürfnisses geeint.¹³ Der alleinige Akt der Nahrungsaufnahme stellt hingegen eine egoistische, weil nur individuell erfahrbare Tätigkeit dar,¹⁴ welche jedoch an Brisanz gewinnt, sobald sie in Gruppen stattfindet. Das Ritual des Essens ist immer Spiegel gesellschaftlicher Werte und Normen, welche durch stetige Wiederholungen manifestiert werden.¹⁵ Dabei sollen weniger Gepflogenheiten, als die unterstützend wirkende Bestuhlung betrachtet werden. Unterschiede zwischen den beiden Lokalitäten sind weniger in den Stühlen als in der räumlichen Umgebung zu suchen. Die Cafeteria verleitet durch längere Öffnungszeiten, einer gemütlicheren Atmosphäre und nahezu unbegrenztem Kaffeemachschub zu einem längeren Aufenthalt.

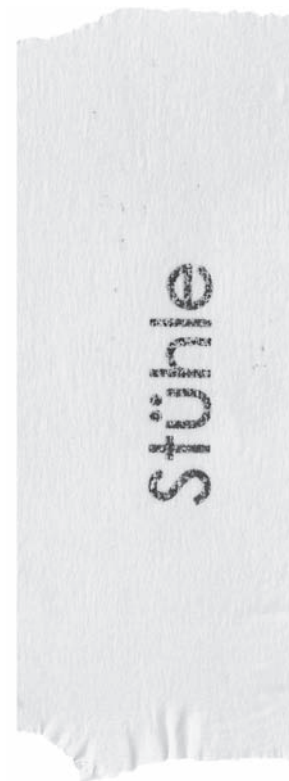
Es darf als statusbestätigende Geste gewertet werden, wenn das Familienoberhaupt in Form des Großvaters immer den Tischkopf (mit dem einzigen belehnten Stuhl) in Beschlag nahm. Deswegen ist es auch ein Zeichen, wenn die Möglichkeit dazu in der Mensa nicht gegeben ist. Gleichförmige und schlichte Stühle aus der Erstausrüstung,¹⁶ welche sich in gleicher Anordnung gegenüber stehen, betonen den funktionalen Charakter. Auch der Ort als solcher schafft durch seine Größe, Beleuchtung und übrige Einrichtung eine Atmosphäre, die weniger das Genießen, als den Prozess der Sättigung in den Vordergrund stellt. Was sich bei der Qualität mancher Gerichte durchaus als vorteilhaft erweist. Nun ist die Mensa auch einer der kommunikativsten Orte der Universität, was bedeutet, dass über die primäre Bedürfnisbefriedigung hinaus, soziale Interaktion stattfindet. Aus eigener Erfahrung und Beobachtung gehen die Gespräche dabei zeitlich meist kaum über die Einnahme der Speisen hinaus. Das Tempo erinnert daher mehr an einen Schnellimbiss denn an ein Restaurant. Es ist daher nur konsequent, wenn Bologna die Verköstigung be- und nicht entschleunigte.¹⁷ Als Folge müssen in relativ kurzer Zeit Informationen ausgetauscht werden. Die benutzte Sitzgele-

genheit unterstützt den Prozess dahingehend, als dass die große vorgeformte, aber ungepolsterte Sitzschale für eine gewisse Zeit Komfort bietet, bevor der Stuhl zum Aufstehen nötig. Ohne dass es zur Erwerbszeit beabsichtigt gewesen sein kann, ist der Mensastuhl damit Sinnbild eines temporeichen, zielgerichteten Studiums geworden, welches sich durch schnelle Faktenaufnahme auszeichnet, die in manchen Fällen zu Verstimmungen führen kann.

Ist der Körper mit Energie versorgt, lädt die Bibliothek dazu ein, selbige wieder zu verbrauchen. Auf insgesamt acht Ebenen steht dem Stuhlsuchenden eine Vielzahl unterschiedlicher Stuhltypen zur Auswahl. Um die Entscheidung zu erleichtern, besitzt jede Hauptebene eine unverkennbar eigene Ausstattung, welche die Bindung von Studierenden zu seinem Bibliotheksbereich fördern soll.¹⁸ Fließen jedoch Lautstärke, Strombedarf und Kaffeinnähe in die Berechnung ein, erweist sich die Platzwahl als ungleich schwieriger. Selbst bei einer schnellen Entscheidungsfindung stehen oftmals Schiffsladungen Bücher, welche den Platz seit dem Morgen in gutdeutscher Tradition als reserviert markieren, dem tatkräftigen Arbeiten im Weg. Wurde nach Exodus-gleichem Marsch eine Alternative gefunden, kann der Stuhl seine Wirkung entfalten. Grundlegend gibt es zwei idealtypische¹⁹ Arten von Stühlen in der Bibliothek: den Arbeitsstuhl und den Diskussionsstuhl. Ersterer steht vor Tischen, die mit ihrer Höhe ein angenehmes Arbeiten ermöglichen. Wie beim Vorlesungsstuhl unterstützt die aufrechte Sitzposition die Konzentration auf einzelne Aspekte. Im Gegensatz dazu besitzt Letzterer nicht nur eine größere Sitzfläche, sondern bietet durch seine niedrigeren Stellwinkel der Rückenlehne mehr Komfort, was zufällige Gedankenverknüpfungen begünstigt und damit Diskussionsanregend wirkt. Seiner Funktion entsprechend steht er vor niedrigeren Tischen und in Gruppen angeordnet. Unterscheiden sich die Erstausstattungen nur marginal voneinander, der größte Unterschied ist das Fehlen der Polsterung auf Ebene vier,

besteht eine größere Differenz zu den Neuerwerbungen. Vor allem die fehlenden Armstützen fallen bei den aus Kunststoff hergestellten neuen Stühlen auf. Ferner ist die Arbeitsfläche der Arbeitsstühle signifikant kleiner als die ihrer Vorgänger auf den anderen Ebenen. Die damit gesenkte Bewegungsfreiheit gibt im Sinne der bisherigen Ausführungen weniger Raum für ein freies Assoziieren, lädt jedoch für das faktenorientierte Lernen ein. Kommende Einkäufe werden zeigen, inwiefern hierbei ein Trend vorliegt oder lediglich eigene Beobachtungen überinterpretiert wurden.

Wie das Ergebnis auch ausfällt, die gewählte Sitzgelegenheit hat in jedem Fall Einfluss auf die Lebens- und Arbeitsweise, der über die reine Funktionalität hinausgeht. Der vom Stuhl geformte Körper reagiert nicht nur physisch auf die ihm widerstrebende Haltung, sondern vermittelt zudem situationsbedingte Realitäten, dessen Entschlüsselung oftmals hinter der Banalität des Möbelstücks versteckt bleibt. Der sitzende Student und die sitzende Studentin, diesen immer wieder aufs Neue ausgesetzt, können zwar mit Desinteresse reagieren, den Auswirkungen allerdings werden beide auch künftig ausgeliefert sein.





Stühle im Hörsaal 1 des A14



Dozenten- und Studentenstuhl
in A08 1-110



Alter Seminarstuhl
in A02 3-330A



Alter und neuer Arbeitsstuhl,
arrangiert in der Bib auf Ebene 1



Alter und neuer Diskussionsstuhl,
arrangiert in der Bib auf Ebene 2



Stühle in der Mensa Uhlhornsweg

Wohnen est omen

AV/GH/JK

„Wohnen ist die engste aller Umwelt-Beziehungen“¹, formulierte die Sozialpsychologin Susan Saegert. Diese Beziehung ist eine wechselseitige, denn der Mensch wird durch seine Umwelt geprägt, wie auch der Mensch seine Umwelt beeinflusst.² Im Hinblick auf die verschiedenen studentischen Wohnsituationen wird diese Wechselbeziehung sehr deutlich. Studierende wohnen bei ihren Eltern, allein in einer eigenen Wohnung oder mit anderen Menschen, wie zum Beispiel dem Partner, mit mehreren Menschen in einer Wohngemeinschaft oder sogar mit vielen Menschen in einem Wohnheim. Dies beeinflusst ihren Alltag mit all seinen Routinen. Mehr noch als das: Die Wohnsituation ist Teil der Identität. „Sage mir wie du wohnst und ich sage dir wer du bist.“³

Auf der anderen Seite beeinflussen die Studierenden ihren Wohnraum. Sie passen ihn ihren Bedürfnissen und Geschmäckern an und machen somit aus Behausungen ein Zuhause. „Wer sich in seiner Wohnung zuhause fühlt, der kann Geschichten erzählen, über die Wohnung selbst und zu fast jedem Gegenstand darin: wie man die Wohnung gefunden hat, wer oder mit wem man in diesem Zimmer geschlafen hat, wie man gerade zu diesem Sessel gekommen ist, wie schön der Urlaub war, aus dem jenes Mitbringsel stammt, und wer einem diese Lampe geschenkt hat. Diese Erzählungen sind das, was einen mit der Wohnung verbindet und sie zur Heimat macht.“⁴

Das Ziel des Ausstellungsteils zum Thema Wohnen ist es, diese persönlichen Geschichten zu sammeln und zu erzählen. Zusammengetragen wurden Objekte von Studierenden, die ihre Wohnung zu ihrem Zuhause machen. Über die individuellen Objekte und die damit verbundenen Geschichten sollen gängige Stereotype überprüft werden.

Lässt sich wirklich allumfassend behaupten, dass Studierende, die bei ihren Eltern wohnen, bequem und unselbstständig sind? Gilt dies auch, wenn sie eine eigene Wohnung im Haus der Eltern bewohnen? Die Hängematte als Lieblingsort in der Wohnung der Elternwohnerin Jannicke ließe den Rückschluss auf eine gewisse Bequemlichkeit zu, denn die Hängematte ist geradezu ein Sinnbild des Müßiggangs. Die Konstruktionsskizze einer selbstgebauten Regalwand allerdings, die dieselbe Studentin entworfen und umgesetzt hat, verweist auf das Gegenteil. Ein von Papa aufgebautes Ikearegal wäre sicher der einfachere, bequemere Weg gewesen. Ihre handwerklichen Bemühungen zeigen, dass die Vorstellung von völliger Unselbstständigkeit der Elternwohner fraglich und eben vor allem eins ist: Klischee. Während unserer Recherche wurde deutlich, wie tief solche Vorurteile verankert sind und welche schwerwiegenden Folgen sich daraus ergeben. Viele Elternwohner verschweigen ihre Wohnsituation und wollen sich auch in der Ausstellung nicht namentlich dazu bekennen.⁵

Sind Wohnheime wirklich anonym und werden von Studierenden nur bewohnt, weil sie günstig sind und meist nah an den Hochschulen liegen? Wie passt das damit zusammen, dass die Bewohner eines Aachener Wohnheims, dessen Grundsanierung ansteht und dessen Fortbestehen fraglich ist, sich pudelwohl dort fühlen und am liebsten möchten, dass alles bleibt wie es ist? Das dort beheimatete Ritual des „Flurrutschens“, bei dem der Flur mit Seifenwasser geflutet wird, um dann von den Bewohnern in Bade- oder Straßenkleidern als Rutsche benutzt zu werden, zeigt eine deutlich unanonyme und gesellige Facette des Wohnheimlebens.

Ist tatsächlich davon auszugehen, dass Studierende, die mit ihrem Partner zusammen leben in einen eheähnlichen Zustand verfallen, keine anderen Interessen als eben ihren Partner mehr haben, grundsätzlich überall gemeinsam auftauchen, man ihre Namen nur noch im selben Atemzug

nennt und man fast meinen könnte, sie verschmelzen zu einer Person?

Das selbstgemalte Bild, das im Wohnungsflur eines Pärchens hängt und die beiden dort Wohnenden nebst Katze zeigt, bestätigt dieses Vorurteil zunächst. Unterhält man sich dann jedoch mit der abgebildeten Studentin Katharina G., die nun seit einem halben Jahr mit ihrem Freund zusammenwohnt, verliert auch dieses Klischee an Aussagekraft. Der Studentin ist ihre Unabhängigkeit sehr wichtig und deshalb hat jeder sein eigenes Zimmer, in das sie/er sich zurück ziehen kann. So findet sich die von den Studenten oft verlangte Flexibilität nicht nur im universitären Alltag wieder, sondern erhält auch Einzug in die eigenen vier Wände.

Kann man grundsätzlich behaupten, Studierende, die alleine wohnen, würden alle in winzigen Einzimmerapartments hausen? In denen die Küche lediglich aus zwei Kochplatten und einem Kühlfach besteht, das Bad kaum Raum zum Umdrehen lässt und das Sofa gleichzeitig als Ess-, Schlaf- und Arbeitsort dient? Im Leben der Alleinwohnerin Tine spielt das Sofa tatsächlich eine wichtige Rolle, dient es ihr doch gleichzeitig als Schlaf-, Sitz- und Wohnplatz. Da sie das gesamte Zimmer farblich auf das Sofa abgestimmt hat, könnte man es als Mittelpunkt ihrer Wohnung beschreiben. Für ihr „eigenes Reich“ nimmt sie auch gern die kleine Küche und die Tatsache in Kauf, dass beim Staubsaugen häufiger mal die Sicherung rausspringt.

Sind studentische WGs wirklich immer dreckig und chaotisch? WG-Bewohnerin Katharina erzählt in der Ausstellung, ihre WG sei sauber und leise. „Leider“ so sagt sie, und schwelgt in Erinnerungen an die Zeit, als das Haus ihrer WG noch nicht saniert war, Mitbewohner und Mäuse in der Küche anzutreffen waren und es noch chaotisch zuging. Es zeigt sich, das Chaos und Unordnung auch als Gemütlichkeit verstanden werden können.

Die zahlreichen in der Ausstellung gezeigten Putzpläne be-

weisen, dass zumindest der Anspruch an ein gewisses Maß an Sauberkeit und Ordnung gegeben ist. Wohnungsführungen und Interviews bringen Aufschluss darüber, ob und inwieweit es bei dem bloßen Anspruch bleibt. Doch die Pläne zeigen mehr als das. Sie verdeutlichen, dass dort, wo Studierende als Angehörige einer heterogenen Gruppe von Menschen mit unterschiedlichen Tagesabläufen und Routinen zusammenleben, ein gewisses Maß an Organisation untereinander für nötig erachtet wird. Was die jeweilige Wohngemeinschaft für organisationswürdig befindet, variiert jedoch erheblich. Während einige Pläne lediglich das Putzen organisieren, differenzieren sich andere in weitere Dienste wie z.B. Mülldienst oder Einkaufen aus. Der Grad der Organisation steigt teilweise bis zu dem Punkt, an dem minutiös festgehalten wird, wer zu welcher Uhrzeit für wen kocht, was diese Mahlzeit gekostet hat und wer wem am Ende des Monats wie viel Geld dafür schuldet. Das niederländische Studentenhaus „Witte Wilma“ nutzt die Möglichkeiten von Excel-Tabellen, um sich in ihrem perfekt durchstrukturierten System zurechtzufinden.⁶

Die Putzpläne können auch als disziplinierende Objekte verstanden werden, was wiederum Rückschlüsse über das Zusammenleben zulässt. Durch Pfeile, Wäscheklammern oder andere Elemente wird nicht nur der aktuell Verantwortliche an seine Pflichten erinnert, sondern auch allen anderen unmissverständlich angezeigt, wessen Schuld es ist, dass es „hier schon wieder so aussieht“.

Angefangen bei diesem öffentlichen Anprangern, gibt es zudem Modelle, die handfeste Strafen bei Versäumnis des Dienstes vorsehen. Von Kuchenbacken über Bierbesorgen bis hin zu Geldstrafen, verweisen diese Drohgebärden deutlich auf ihre eigene Notwendigkeit und die Unbeliebtheit der vorgeschriebenen Tätigkeiten. Wohingegen der gegensätzliche



Fall von Belohnung für besonders gründliches Putzen während unserer Recherchen nicht ausfindig gemacht werden konnte.

Um an möglichst viele Anschauungsexemplare für die Ausstellung zu gelangen, entschlossen wir uns das Instrument der Belohnung zu nutzen. Alle eingesendeten Putzpläne wurden mit einem Putzschwamm honoriert, unter den gesamten Teilnehmern ein Kasten Becks Bier verlost und als elementarste Motivation ein Hauptpreis für den interessantesten Putzplan in Form eines kompletten Wohnungsputzes in Aussicht gestellt.

So verschieden die studentischen Wohnformen im Klischeedenken, aber auch in ihrer tatsächlichen individuellen Ausgestaltung sein mögen, verbindet sie doch eine generelle Gemeinsamkeit. Das Studium markiert meist eine Übergangszeit zwischen dem Wohnen im Elternhaus und dem Berufsleben, in dem häufig eine Wohnung mit der eigenen Familie bezogen wird. Studentisches Wohnen ist daher oft temporär angelegt. Das Bewusstsein, dass die häufig erste Wohnung sicherlich nicht die letzte sein wird, prägt auch die Einrichtung studentischer Domizile. Weder Sessel noch Bett werden mit der Vorgabe „lebenslänglich“ angeschafft und stammen daher oft vom Flohmarkt oder aus dem ausrangierten Möbelfundus der Eltern. Nicht selten wird improvisiert, Gardinen mit Kabelbindern befestigt, aufgerissene Polster mit Gaffa-Tape geflickt, Spülmaschinentüren mit Gummischnüren verschlossen und der Wäschekorb zum Kleiderschrank umfunktioniert. Ein vielfach anzutreffendes Phänomen in den Häuslichkeiten der Studenteria ist ferner das Fehlen von Deckenlampen – eine nackte Glühbirne tut es auch und Lichtquellen mit einfachem Stecker sind wesentlich schneller an- und abzumontieren. Gleichzeitig gibt es jedoch auch zahlreiche Strategi-

en Studierender, sich den Wohnraum anzueignen und zu ihrem Zuhause werden zu lassen. So war die erste Maßnahme von Sarah in ihrem neuen WG-Zimmer das Verlegen von Laminatfußboden und Katharina G. fühlt sich erst richtig wohl, seit sie die Wände ihres Zimmers Lila gestrichen hat.

Vor den ersten Wohlfühlhandlungen im neuen Heim, improvisiert oder planvoll durchgeführt, muss dieses jedoch zunächst gefunden werden.

Wohnheim, WG, allein, bei den Eltern oder mit dem Partner, die Wahl einer studentischen Wohnform hängt mit der individuellen Präferenz des Studierenden zusammen. Zudem folgen aus dem Studienalltag besondere Ansprüche an die Wohnsituation. Die Möglichkeiten ungestört arbeiten zu können und über einen Internetzugang zu verfügen, gehören genauso dazu, wie der Wunsch nach genügend individuellem Wohnraum und der unabhängigen Lebensgestaltung.⁷ Erheblichen Einfluss auf das Beziehen der eigenen Wohnung haben jedoch auch verschiedene Sachzwänge. Zuerst erfordert der Studienort die Mobilität der Studierenden, gerade dann, wenn eine Zusage aus einer vom Heimatort weit entfernten, unbekannteren Universitätsstadt erfolgt. Auch die finanziellen Voraussetzungen und der jeweilige regionale Wohnungsmarkt bestimmen die Wohnungswahl der Studierenden wesentlich mit. Neben diesen äußeren Sachzwängen können auch soziale, zwischenmenschliche Faktoren ausschlaggebend auf der Wohnungssuche sein. Dies spielt insbesondere bei Mehrpersonenhaushalten eine wichtige Rolle.

Die Statistiken der Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks⁸ verdeutlichen, welche Wohnformen Studierende bevorzugt nutzen. Demnach lebt der Großteil der deutschen Studierenden in einer Wohngemeinschaft, dicht gefolgt vom Wohnen im Elternhaus und dem gemeinsamen Leben mit dem Partner. 17% der Studenteria lebt allein in der eigenen Wohnung, 12% mit vielen anderen in einem Wohnheim.

Weit abgeschlagen zeigt sich das Wohnen zur Untermiete. Aus den historischen Entwicklungen der Sozialerhebungen ist erkennbar, wie diese einst beliebte studentische Wohnform seit 1953 immer unpopulärer wurde.⁹ Der Untermiete steht die Wohngemeinschaft gegenüber, die erst seit 1967 als Wohnform in den Statistiken existiert und sich seit dem immer größer werdender Beliebtheit erfreut.

Der wesentliche Einfluss der unvermeidbaren Sachzwänge wird deutlich, wenn man der tatsächlichen Wohnverteilung die Wohnungswünsche der Studierenden gegenüber stellt. Insbesondere der Anteil der Elternwohner würde erheblich zurück gehen und auch die Wohnheime würden einige Bewohner einbüßen, wohingegen das gemeinsame Leben mit dem Partner am wünschenswertesten erscheint, gefolgt von der Präferenz für das WG-Leben und das Alleinwohnen.

So informativ diese Zahlen in ihrer Deutlichkeit auch sein mögen, sind sie keinesfalls fähig aufzuzeigen, was es tatsächlich bedeutet, als Student/in in einer bestimmten Wohnform zu leben und welche Realitäten sich daraus ergeben können. Die Ausstellung will diesen Zahlen und Fakten Leben einhauchen und zeigt verschiedene Lebenswirklichkeiten anhand individueller Beispiele. Dadurch ist es auch möglich, jene Erfahrungen zu erfassen, die sich nicht im starren Medium der Statistik abbilden lassen.

Im Bereich zu prekären studentischen Wohnsituationen werden individuelle Erfahrungen von Studienanfängern dargestellt, die über die Schwierigkeiten auf der Wohnungssuche Aufschluss geben. Es sind Geschichten von Ernüchterung, Alternativzwang und auch Resignation, die sich auf der Jagd nach einem neuen Zuhause einstellen können.

Diese beginnt häufig bei castingähnlichen Zimmerbesichtigungen in WGs und den mitunter grotesken Fragen, die man dabei über sich ergehen lassen muss. Scheinen Fragen nach der morgendlichen Badezimmerzeit, Reinlichkeit und Kochkünsten in einem Mehrpersonenhaushalt noch durchaus

gerechtfertigt, lässt einen die Bitte, sich mit einem Küchengerät zu identifizieren, doch stutzen. Weiter geht die Suche mit unangenehmen Forderungen nach Einkommensbelegen der Eltern und deren Einsatz als Bürgen bei Maklergesprächen und dem entmutigenden Eintragen auf unendlich langen Wartelisten für einen Wohnheimplatz. Im Extremfall kann sie sogar bei Campingplatzaufenthalten und der Einquartierung in Hostels und Hotels, die zu Notunterkünften umfunktioniert werden und den Studierenden weder angemessene Studienbedingungen noch zumutbare Lebensumstände bieten, einen längeren Zwischenstopp finden. Die Skala ist breit gefächert.

Dieser Ausstellungsteil legt ein besonderes Augenmerk auf Studierende, die zumindest zeitweilig durch das Raster des studentischen Wohnungsmarkts fallen. Letztlich wird deutlich, dass es nicht allein an den Bemühungen der Betroffenen liegt, keinen Platz zum Wohnen zu finden, sondern vor allem strukturelle Probleme des Wohnungsmarktes verantwortlich sind. Über den Erfolg auf der Wohnungssuche, mit all ihren Wirkungen, entscheidet am Ende allzu häufig allein der Zufall. Handlungsbedarf besteht vielerorts schon seit langem und eine Verschärfung der Umstände, durch die Abschaffung der Wehrpflicht und das Abitur nach zwölf Schuljahren, deutet sich bereits an.

Allen Menschen mit Immatrikulationshintergrund wünschen wir an dieser Stelle viel Glück auf dem Weg zur möglichst traumhaften Wohnung. Lasst euch nicht entmutigen und findet selbst heraus, welcher Wohntyp ihr seid. Dazu kann euch nur der Alltag als Werkzeug dienen. In der Studienzzeit ist nichts von absoluter Dauer, auch nicht im Bereich Wohnen. Genießt diese Zeit. Mögen all eure Provisorien so lange halten wie es nötig ist!





Aachener Wohnheimritual:
Flurrutschen auf Flur4.



Der Mittelpunkt
von Tines eigenem Reich.

Wohnheim
12%

Untermiete
2%

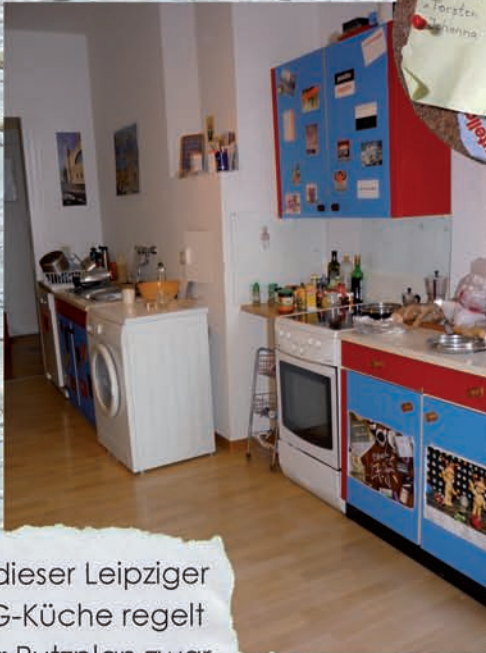
Allein
17%

Partner
20%

26%
WG

23%
Eltern

Selbstbildnis
eines Paares
am Eingang
ihrer Wohnung.



In dieser Leipziger
WG-Küche regelt
der Putzplan zwar
nicht alles, aber einiges.



Selbst entworfen und aufgebaut -
Jannickes Regalkonstruktion.



* Genutzte Wohnformen 2009. Vgl. 19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks.



Notunterkünfte für niederländische Studierende, Wageningen.



Vollbesetztes Studentenwohnheim, Wageningen.



Heimeliges WG-Haus in Oldenburg.

Auf morgen verschoben

HR

In Norwegen wird seit 2006 allen Kühen per Gesetz eine Matratze für die Nachtruhe garantiert.¹

Diese Information ist interessant, durchaus erheitend, möglicherweise eine Bereicherung des Allgemeinwissens. Für mich ist sie gerade jedoch vor allem eines: völlig irrelevant. Seit geraumer Zeit versuche ich nun diesen Essay zu beginnen. Doch ich habe aufgeschoben, hinausgezögert, vertagt. Ich bin vor der Aufgabe davongelaufen, habe mit ihr gerungen und mich ihr immer wieder entwunden. Die Kuhmatratze aus den Weiten des Internets kam mir dabei recht gelegen, ist sie doch ein willkommenes Alibi. Ich habe mich wenigstens schlau gemacht, etwas dazugelernt. Doch das bringt mir jetzt auch nichts mehr. In diesem Moment verglüht der letzte Funke ruhigen Gewissens. Der Text muss nun endlich aufs Papier gebracht werden. Der Text, der zugebenermaßen längst hätte fertig sein können, gäbe es nicht die Kühe und die Matratzen und die ewige Ausflucht: *Das reicht auch morgen noch*. Der Text, der paradoxerweise das thematisiert, was er augenscheinlich selbst zu spüren bekommen hat - die treue Begleiterin meines studentischen Arbeitsprozesses: die Prokrastination.

Im wissenschaftlichen Kontext unter der Bezeichnung Prokrastination (lat. pro: für / cras: morgen) geführt, kennt man das besagte Phänomen des „auf morgen Verschiebens“ im deutschen Volksmund eher unter dem Synonym der *Aufschieberitis*. Ob nun Student/in, Angestellte/r oder Hausmann/frau - das aktive, unnötige und irrationale Verschieben von Aufgaben, auch in dem Wissen, dass dieser Aufschub durchaus negative Konsequenzen haben könnte,² ist wohl zweifellos jedem ein Begriff. Zu den gerne und häufig von Ottonormalverbrauchern aufgeschobenen Aufgaben zählen unter anderem die Steuererklärung, der Hausputz oder die sportliche Betätigung. Natürlich sind das nur einige Beispiele dieses Alltagsphänomens, denn jeder prokrastiniert nach seiner eigenen Manier.

Festzustehen scheint, folgt man dem Meinungsbild von Öffentlichkeit und Medienlandschaft, dass die am häufigsten von Aufschieberitis geplagte Lebensform die Studierendenschaft darstellt. Das beruht nicht nur auf der Tatsache, dass jene als die bislang meistrepräsentierte und bestuntersuchte soziale Gruppe in diesem Zusammenhang auftaucht, sondern vor allem darauf, dass der studentische Umgang mit dem Aufschieben einer ganz eigenen Logik folgt, die Studierende von Ottonormal-Prokrastinierern abgrenzbar und auch wiedererkennbar macht: die *akademische bzw. situationsspezifische Prokrastination*.³ Sie bezieht sich auf den immerwährenden Aufschub studienrelevanter Aufgaben. Zur weiteren Veranschaulichung sei also angemerkt: Es kann durchaus vorkommen, dass ein Student, der seine Rechnungen pünktlich bezahlt, jede E-Mail binnen 24 Stunden beantwortet und jede Woche seinen Text für die Rolle im Unitheater auswendig lernt, den Beginn einer Hausarbeit bis kurz vor Abgabeschluss hinausschiebt.

Es stellt sich die Frage: Warum dieses Gerangel und der unnötige Stress? Eine erste Antwort könnte lauten: Vielleicht brauchen gerade die sonst so freigestellten Studierenden einen gewissen Torschluss-Nervenkitzel, der ihnen die nöti-

ge Energie für die Beendigung einer Aufgabe liefert. „Gäbe es die letzte Minute nicht, so würde niemals etwas fertig“,⁴ wusste schon Mark Twain diesen Zustand treffend zu skizzieren. Druck fördert die Leistung! Mit Hilfe von Druck lässt sich Kreativität wie ein Wasserhahn aufdrehen! So klingen viele der Begründungen - oder Ausflüchte - professioneller Prokrastinierer.⁵ Zunächst lassen sie die zu erledigende Aufgabe schleifen, dann arbeiten sie aus Zeitmangel stundenlang und ununterbrochen, um den Aufschub durch Zähigkeit wett zu machen und zum Abschluss brüsten sie sich damit, die Nacht durchgearbeitet zu haben. Der Erfolg stellt sich meist ein, gibt ihnen Recht. Die Arbeitsweise wird zur Regel, ein Prozess der Konditionierung tritt ein. Die Studierenden werden zu sogenannten *Erregungsaufschiebern*,⁶ die ewig dem Mythos anhängen werden, Prokrastination gebe ihnen den letzten Kick. Solange sie mit dieser Methode nicht scheitern, sei es ihnen gewährt. Zumal es im Übrigen durchaus der Wahrheit entspricht, dass ein Großteil der Aufschieber tatsächlich erst in der Nacht zu höchsten Leistungen aufblüht.⁷

Es bleibt die Frage, welche Ursachen sich tatsächlich als Nährboden der akademischen Prokrastination, an der über 70% der Studierenden westlicher Länder leiden,⁸ finden lassen. Bestätigt sich die langjährige These des faulen Studentenpacks, welches seinen inneren Schweinehund nicht zu zähmen weiß, am Ende etwa doch?

Nicht, wenn dem bislang wenig beachteten *äußeren Schweinehund*⁹ Aufmerksamkeit geschenkt wird. Studierenden präsentiert sich eben jener in Form eines undurchschaubaren Dickichts aus Online-Lernplattformen, diversen Leistungsnachweisen, Anmelde- und Prüfungsmodalitäten, BAFöG-Anträgen



und Nebenjobs. Als Basis eines komplexen Studienalltags dient außerdem ein oftmals aus thematisch zusammengewürfelten Modulen bestehender Stundenplan, der von Zeitlücken übersät ist. Der studentischen Freiheit steht ein organisatorischer Flickenteppich gegenüber, der ein zeitliches Jonglieren von vornherein unausweichlich macht und nicht selten in Überforderung mündet. Hinzu kommt ein wesentliches Merkmal der neuen Studiengänge des Bachelor-/ Mastersystems: *der Arbeitsethos*.¹⁰ Den Studierenden wird ein Arbeitspensum vorgegeben, welches sich an einer gewöhnlichen 40-Stunden-Woche orientiert. Für 30 abgeleistete Stunden gibt es einen Kreditpunkt. 180 Kreditpunkte müssen für einen durchschnittlichen Bachelor-Studiengang nachgewiesen werden. So weit, so unspektakulär. In einigen Fällen erzeugt diese Vorgabe jedoch einen immensen Druck. Besonders dann, wenn jeder Kreditpunkt penibel berechnet und erkämpft werden muss, der Nebenjob zu einer 50-Stunden-Woche ausartet oder die Übertretung der Regelstudiendauer in Sicht ist. Viele Studierende beschleicht das Gefühl, alles auf einmal erledigen zu müssen, um den Normen gerecht werden zu können.

Zu der Verantwortung täglich zugunsten eines optimalen und produktiven Lebensweges handeln zu müssen, gesellt sich die Angst an die Grenzen des eigenen Vermögens zu stoßen. Etliche betroffene Studierende hegen Unsicherheiten hinsichtlich ihres Könnens und hadern mit ihrer Persönlichkeit. Kurz gefasst: Sie haben Angst davor, den Schwächen ihrer eigenen Person entgegen zu treten.¹¹ Als Konsequenz sabotieren sie sich selbst, um am Ende sagen zu können: „Gar nicht so schlecht, wenn man bedenkt wie wenig Zeit zur Verfügung stand!“ Durch diesen einfachen Trick des *self-handicapping*¹² schützen sie

sich davor, der unliebsamen Wahrheit ins Auge sehen zu müssen. Hinzu kommt die im Studium nicht zu umgehende Bewertungssituation, die Hausarbeiten, Referats- und Prüfungsvorbereitungen nach Aufschub schreien lässt. Denn diese Angelegenheiten sind für Prokrastinierende vor allem eins: unangenehm. Auch wenn das Studium interessant ist und Spaß macht, birgt es doch auch eine Unmenge an Aufgaben, denen sich Studierende freiwillig nie widmen würden. Die bereits erwähnte Steuererklärung dient hier als außeruniversitäres Beispiel. Auch sie ist unangenehm und wird deshalb auf die lange Bank geschoben. Die Weigerung, kostbare Lebenszeit nicht mit lästigen, durch Fremdzwang erzeugten Beschäftigungen zu verbringen, wird als *task aversiveness*¹³ bezeichnet und als Ursache von Prokrastination jeglicher Bevölkerungsgruppe angesehen.

Zurück zu den Studierenden. Vielen fällt es schwer, ihre Arbeit von ihrer Persönlichkeit zu trennen, denn mit jeder Hausarbeit geben sie auch ein Stück ihrer Seele ab. Schließlich wird man begutachtet. Dies führt bei einigen zu dem Wunsch, ausschließlich perfekte Produkte abliefern zu wollen. Jede neue Aufgabe fordert dabei mehr Hang zur Perfektion - weitab von der Realität und niemals wirklich umsetzbar. Diesen Perfektionisten gelingt es nur mit großer Überwindung, eine Aufgabe abzuschließen.¹⁴ Sie prokrastinieren. Auf viele Kommilitonen, von denen bislang eher eine Aura des Müßigganges ausgegangen ist, wirft diese Erkenntnis ein völlig neues Licht.

Im Zusammenspiel mit dem Anspruch sowohl den gesellschaftlichen als auch den eigenen Erwartungen zu genügen, stellt sich vor allem die zeitliche Dimension als signifikant für das Aufschiebeverhalten von Studierenden heraus. Viele glauben, keine Kontrolle über ihr akademisches Leben mit all seinen Implikationen zu haben. Sie konzentrieren sich lieber auf die Gegenwart, anstatt Gedanken an eine ungewisse Zukunft auf einem unberechenbaren

Arbeitsmarkt zu verschwenden.¹⁵ Das *duale System*¹⁶ dieser Studierenden befindet sich in einem Ungleichgewicht: Kurzfristige und langfristige Planung harmonieren nicht miteinander, letztere erlangt nur selten die Oberhand. So wird dem spontanen Angebot, ein Kännchen trinken zu gehen, gerne nachgegeben, obwohl der Nachmittag doch eigentlich für die Einleitung der Hausarbeit vorgesehen war. Rational betrachtet, verspricht die Fertigstellung der Hausarbeit mehr Erfolg als ein geselliges Kaffeekränzchen, letzteres ist jedoch unmittelbar und sofort erhältlich. Der Psychologe und Prokrastinationsforscher Timothy Pynchl nennt dies eine *kurzfristige Gemütsreparatur*.¹⁷ Es wird die Tätigkeit vorgezogen, die uns schneller glücklicher macht. Der Entschluss eine unangenehme, wenngleich sinnvolle Tätigkeit auf einen in der Zukunft liegenden Zeitpunkt zu verschieben, verschafft Erleichterung. Dass die Motivation zu jenem anvisierten späteren Zeitpunkt womöglich ebenso niedrig sein wird wie zuvor, wird dabei ausgeblendet. Die Arbeit wird lieber dem *zukünftigen Selbst* überlassen.

Weiterhin ist es Studierenden nur selten möglich zwischen Arbeit und Privatleben zu differenzieren. Die Verwischung von räumlichen Grenzen in einem Studium ist vorprogrammiert. Zu einem Großteil überschneiden sich Arbeits- und Privataktivitäten innerhalb einer Örtlichkeit, wie beispielsweise eines Wohnheimplatzes, sodass sich als Konsequenz eine besonders niedrige Immunität gegen jegliche Form der Ablenkung ergibt. Viele Studierende geben an, die Frequenz der Haushaltstätigkeiten zu erhöhen, sobald sie eine dringende studienrelevante Aufgabe zu erledigen haben. Socken bügeln als Alternative zur Prüfungsvorbereitung mag unsinnig und vor allem kontraproduktiv erscheinen, gehört für einige Aufschieber jedoch tatsächlich zum Studienalltag. Das Umfeld bietet zu viele Handlungsoptionen, denen die Impulskontrolle nicht zu widerstehen vermag.¹⁸ Dazu zählt der Abwasch genauso wie der Gang zum Supermarkt, der Anruf bei der Oma oder das Einrichten eines neuen Blogs.

Vor allem das Internet birgt eine schrecklich-schöne Prokrastinationsquelle. Stundenlang lässt sich die Zeit mit sozialen Netzwerken wie Facebook, Studivz, Twitter und all ihren Abkömmlingen verbringen, dazu noch nach den Neuigkeiten des Weltgeschehens googeln und zwischendurch ein bisschen online shoppen. Das Internet ist ein schwarzes Loch, in welches Aufschieber immer wieder eingesogen und anschließend von der Außenwelt tagelang nicht mehr gesehen werden. Auch ich ließ mich, wie anfangs erwähnt, durch das bunte Treiben der Netzwelt ablenken und gab den Kuhmatratzen den Vorrang vor diesem Essay. Zur weiteren Vorbereitung habe ich noch die Möbel verrückt, eine Mindmap erstellt, verschiedenfarbige Ordner angelegt und auf die Zusendung eines Buches gewartet, welches unbedingt noch vor Beginn der eigentlichen Arbeit gelesen werden musste. Auch dieses Phänomen trägt einen Namen: die *Eventualitäts-Mañana-Taktik*.¹⁹ Sie besagt, dass vor dem Beginn einer Tätigkeit eine andere erledigt sein muss. Des Prokrastinierenden Schreibtisch muss demnach unbedingt erstmal aufgeräumt, die Kaffeedose aufgefüllt und die überaus wichtige E-Mail geschrieben worden sein. Teilweise lösen diese Vorbedingungen eine Handlungskette aus, die sich bis in den späten Abend ziehen kann und damit den Vollzug der eigentlichen Aufgabe mindestens einen weiteren Tag in die Ferne rückt. Prokrastination gestaltet sich folglich als aktiver Prozess, bei dem durch *Ersatz- bzw. Übersprungshandlungen*²⁰ die Illusion erzeugt wird, gar keine Zeit für die eigentlich im Mittelpunkt stehende Aufgabe zu haben. Um diesen Prozess voranzutreiben, ist nun ein gehöriges Quantum Selbsttäuschung notwendig, das die Aufrechterhaltung dieser *Handlungssillusion*²¹ gewährleistet. Trotz Ablenkung und Ersatzhandlungen, bleibt die prokrastinierte Aufgabe für die Betroffenen immer



allgegenwärtig und meldet sich ununterbrochen zu Wort. Dies führt dazu, dass in der Wahrnehmung der Studierenden eine Diskrepanz zwischen subjektivem Empfinden und tatsächlichem Aufwand bezüglich studienrelevanter Arbeit besteht. Einfach ausgedrückt: Auch während einer Spazierfahrt macht es sich das Studium meistens auf dem Beifahrersitz bequem.

Für einzelne Studierende entspringt aus einer solchen *Störung der Selbstregulation*²² ein überaus schlechtes Gewissen, das teilweise zu einem verminderten Selbstwertgefühl heranreift. Wird dies noch von Vorwürfen der Faulheit begleitet, folgt die Depression auf dem Fuße und das gesamte Studium kann zu einer lebensbestimmenden Last werden. Ein Teufelskreis beginnt: Aus Scham wird aufgeschoben, der Aufschub wiederum produziert weitere Scham. Zusätzlich wird den Betroffenen vorgeworfen, selbst die Schuld an der verhängnisvollen Situation zu tragen. Ein Studienabbruch aus solchen Gründen ist zwar selten, aber nicht auszuschließen.²³

Als einziges Heilmittel gegen die Aufschieberitis wird vielfach auf die zeitliche Selbstdisziplinierung verwiesen. Dem entspricht unter anderem der Zeitforscher Karlheinz Geißler in seinen Aussagen, die die Zeitorganisation zur Aufgabe des Individuums erheben und dabei eiserne Disziplin zur einzig wirklichen Regulierungsinstanz küren.²⁴ Auch zahlreiche Selbsthilferatgeber mit so wohlklingenden Titeln wie *So zähmen Sie Ihren inneren Schweinehund!* und *Anpacken statt aufschieben!*²⁵ vermitteln eine Praxis der effektiven Selbstdisziplinierung und Impulsen-terdrückung, die dem chronischen Prokrastinierer schlicht und einfach fehlt und nur unter größtmöglichen Mühen anezogen werden kann. Denn im

Umfeld einer aufschiebephilen Institution wie der Universität gestaltet sich das als ziemlich schwieriges Unterfangen. Allerdings werden von studentischen Aufschiebern, die sich ihres Problems bewusst sind, durchaus einige Tricks angewendet, um ihre Willenskraft künstlich zu unterfüttern. So bemühen sie sich zum Beispiel darum, im Team zu arbeiten, um die nötige Motivation für das Projekt aufbringen zu können. Prokrastinierende sind hier in eine auf Verlässlichkeit basierende soziale Beziehung eingebunden, die eigene Nachlässigkeit von vornherein verbietet. Das Aufschiebeverhalten minimiert sich. Als besonders effektiv hat sich das Festsetzen einer unverrückbaren Deadline durch die verantwortlichen Dozenten erwiesen. Fatalerweise war auch jene Spezies selbst einmal Studierende/r und zeigt oftmals Mitgefühl, welches wiederum den Aufschub legalisiert.²⁶

Nicht unerwähnt bleiben dürfen an dieser Stelle auch umstrittene Methoden studentischer Leistungsoptimierung durch Aufputzmittel wie Ritalin. Sie drosseln den Impulsdrang und gelten als „Droge für die Pflichterfüllergeneration“.²⁷ Festzuhalten ist, dass die Symptome der Prokrastination dadurch zwar für einen Moment gelindert werden, die Ursache allerdings bestehen bleibt.

Zum Vorbild sollten stattdessen Studierende erkoren werden, die das Aufschieben als Lebensstil etabliert haben und sich dessen positive Aspekte zunutze machen. Ja, wohl, es gibt auch sie, die positive Prokrastination, die *Clear-eyed-procrastination*.²⁸ Der Prophet des produktiven Aufschiebens, der Philosophieprofessor John Perry, gibt in seinem Essay *Structured Procrastination*²⁹ eine Anleitung zu einer solchen Handlungsweise. Die Essenz sei es, nicht etwa Socken zu bügeln oder den Tag damit zu verbringen, sich alle Staffeln der Serie *How I met Your Mother* anzusehen, sondern eine Liste sinnvoller Ersatzhandlungen zu erstellen. Die erste Position dieser Liste wird mit einer Aufgabe belegt, die im Grunde nicht überbordend wichtig ist, aber vom Prokrastinierer mit Hilfe der genannten Fähigkeit zur

Selbsttäuschung als besonders dringend wahrgenommen wird. Folglich wird die Bearbeitung dieser Aufgabe bis auf weiteres verschoben und den Ersatzhandlungen weiter unten auf der Liste Priorität eingeräumt werden. Dieser Methode geht die Überlegung voraus, statt der verschobenen Aufgabe entweder nichts, etwas weniger wichtiges oder etwas wichtigeres zu tun. Fällt die Entscheidung zugunsten der letzten Option, wird zugleich das Gefühl des Fremdzwangs als auch das schlechte Gewissen eingedämmt, obwohl es sich noch immer um einen Akt der Prokrastination handelt.³⁰ Auch der Kinderbuchautor Otfried Preußler scheint ein Anhänger dieser Vorgehensweise gewesen zu sein: Er schob die Arbeit an seinem Buch *Krabat* für einige Jahre auf und schrieb unterdessen den *Räuber Hotzenplotz*.³¹ Das Beispiel verdeutlicht, dass ein kreatives Produkt eine kreative Arbeitsweise beansprucht, wie es auch in vielen Fachbereichen der Universität der Fall ist. So herrscht in naturwissenschaftlichen Studiengängen eine geringere Tendenz zum Aufschub als in den Geisteswissenschaften.³² Prokrastinierende Studierende haben dank ihrer Impulsivität häufig die Fähigkeit mit unerwarteten Situationen kreativ und spontan umzugehen, auch wenn es sich dabei meist nur um eine besonders gewitzte Ausrede handelt. Dem kalkulierten Vertagen von bestimmten Aufgaben wohnt außerdem die Gelegenheit auf zufällige positive Nebeneffekte inne, da sich so manche verschobene Handlung von selbst erledigt oder von anderen erledigt wird.

Die moderne Gesellschaft scheint die Prokrastination mehr denn je zu tolerieren, wenn nicht sogar zu fördern. Die Funktion der Schlummertaste des Weckers, die von einer Vielzahl Studierender und Nichtstudierender gerne ausgereizt wird, dient in diesem Zusammenhang als perfektes Beispiel. Schlussendlich sollte festgehalten werden, dass die Prokrastination dennoch einem zweiseitigen Schwert gleicht: Verhilft sie den einen zu einem spannenden, abwechslungsreichen und produktiven Lebensstil, verkörpert sie für ande-

re eine Vielzahl verpasster Chancen, ein unentwegt schlechtes Gewissen und bohrende Selbstzweifel. Unbestritten ist, dass sie die menschliche Beziehung zur Zeit symbolisiert und die Grenzen rationalen Denkens markiert. Für viele Studierende wird *morgen* immer der geschäftigste Tag der Woche bleiben. Sei's drum. Auch wer ein klares Ziel vor Augen hat, sollte unterhaltsame Umwege nicht scheuen. Denn wer hat schon Interesse an einem Leben nach Maß?



Workload und die Last der Zeit

IW

Vorlesungen, Seminare, Prüfungsvorbereitungen: Der Tag hat für Studierende nie genug Stunden. Besonders seit der Bologna-Reform und der Einführung des gestuften Bachelor/Master- Systems und damit dem Workload, wird vorgeschrieben wie viel Zeit man in sein Studium investieren soll. Also sitzen Studierende von früh bis spät in der Uni und klagen über den zu hohen Workload und zu viel Stress. Aber wie viel Zeit investieren die „normalen“ StudentInnen tatsächlich in ihr Studium? Und kann man diese Investition überhaupt messen?

„Erschöpft vom bummeln“¹ titelt Spiegel- Online kurz nach der Veröffentlichung der Ergebnisse einer Studie, die die zeitliche Belastung von Studierenden analysieren soll. Denn die erste Stichprobe des Projekts kommt zu dem Ergebnis, dass StudentInnen im Durchschnitt gerade mal 26 Stunden pro Woche in ihr Studium investieren. Der Nebenjob nimmt 6,4 Stunden in Anspruch. Die Ergebnisse, der ZEITLast- Untersuchung, die seit 2009 vom Bundesministerium finanziert wird, überraschten nicht nur die Forschungsgruppe. Das ZEITLast- Projekt wird unter Leitung von Prof. Rolf Schulmeis-

ter am Zentrum für Hochschul- und Weiterbildung in Hamburg durchgeführt. Aufgabe des Projekts ist es die „Studierbarkeit“ von Bachelor- und Masterstudiengängen zu untersuchen und Veränderungsvorschläge zu machen. Nach Meinung der Projektgruppe, wurde seit der Einführung der neuen Studienstruktur die Zeit reglementiert, in der Module abgeschlossen werden und Prüfungsleistungen erbracht werden müssen. Was letztendlich dazu geführt hat, dass Freiheitsgrade geschrumpft sind und die Zeitsouveränität eingeschränkt wurde.²

Im Wintersemester 2009/10 wurde die erste Stichprobe an vier Unis und in sechs verschiedenen Studiengängen durchgeführt. Die Probanden wurden gebeten, ein Semester lang ihr Verhalten mittels eines Zeiterfassungsbogens zu dokumentieren (alle 15 Minuten wird notiert, was man gemacht hat). Aus den Ergebnissen dieser ersten Stichprobe geht hervor, dass die Studierenden im Durchschnitt lediglich 26 Stunden anstatt den von Bologna geforderten 40 Stunden pro Woche mit studieren beschäftigt sind. Aus den Daten geht außerdem hervor, dass in den untersuchten Studiengängen

- die Präsenzanteile zu niedrig angesetzt wurden,
- die Relation Präsenzstudium zu Selbststudium nicht korrekt berechnet wurde,
- die Lernleistung (im Mittel!) weniger als 2/3 der von Bologna angestrebten Zielgröße ausmacht, bei mehr als der Hälfte der Studierenden nur 25% bis 50% des Bologna-Satzes,
- das Selbststudium deutlich zu gering ausfällt und
- Lernen in nennenswertem Umfang nur im Monat vor den Prüfungen stattfindet.³

Parallel zur Zeitbudgetanalyse sollten die Studierenden subjektiv einschätzen, wie hoch ihrer Meinung nach die zeitliche Belastung in ihrem Studiengang ist. Aus dieser Befragung ging wiederum hervor, dass sich die Probanden

durchaus überfordert fühlen. Das legt die Schlussfolgerung nahe, dass die subjektiv empfundene Belastung und der objektiv gemessene Zeitaufwand extrem voneinander abweichen. Den Grund für diese Belastung sieht Prof. Dr. Schulmeister vor allem in der kleinteiligen Semesterorganisation (viele Themenwechsel), der fehlenden Unterstützung des Selbststudiums durch die Lehrorganisation (es fehlen Rückmeldestrukturen) und dem sogenannten „Bulimie“-Lernen (gelernt wird punktuell nur für Prüfungen).⁴ Aufgrund der Zersplitterung der Lehre, so die Projektleiter, „kommt es zu erheblichen Zeitlücken im Kalender, die von den Studierenden nicht fruchtbar genutzt werden können und einen echten Zeitverlust bedeuten.“⁵

Betrachtet man demgegenüber die Ergebnisse der 19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks, wird deutlich, dass einige Studierende durchaus einer hohen Arbeitsbelastung ausgesetzt sind. Das kann jedoch nicht zwangsläufig auf die Bachelor-Struktur zurückgeführt werden. An der Untersuchung haben 16.000 Studierende an 210 Hochschulen teilgenommen. Dabei mussten die Probanden subjektiv die zeitliche Belastung durch Studium und Nebenjob einschätzen. Aus dieser Selbsteinschätzung wird deutlich, dass die Bachelor-Studierenden durchaus „objektiven“ Stress haben. So sagen 19 % der BA-Studierenden, die Belastung im Studium sei zu hoch: „Von besonderer Bedeutung sind in diesem Zusammenhang vor allem die Ergebnisse der Zeitbudgetanalyse. Ein nicht unerheblicher Teil der Studierenden [...] betreibt de facto ein Teilzeitstudium, wobei dies nur bei acht Prozent durch extensive Erwerbstätigkeit bedingt ist. Während 29 % der Studierenden für Studium und Job zusammen maximal 35 Stunden pro Woche aufwenden, steigt bei 31 % der Studie-



renden das für Studium und Erwerbstätigkeit aufgebrauchte Zeitvolumen auf mehr als 50 Stunden in der Woche an [...]. Solche Befunde verweisen darauf, wie unterschiedlich die zeitlichen Strukturen des Studiums sind. Darüber hinaus wird deutlich, dass es bei einem Teil der Studierenden große Disparitäten zwischen dem planmäßigen Zeitrhythmus des Studiums (als Vollzeitstudium) und dem tatsächlichen Studienverhalten gibt.“⁶

Dennoch sind beide Studien kritisch zu hinterfragen. Die 19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks befragt Studierende nach der subjektiven Einschätzung ihrer Zeiteinteilung. Die ZEITLast-Stichprobe bleibt eine Stichprobe, die lediglich für 121 Studierende und sechs Studiengänge⁷ aussagekräftig ist. Das ist deshalb problematisch, weil nur Universitäten in der Stichprobe berücksichtigt wurden. Es sind aber vor allem die Fachhochschulen, die von überdurchschnittlich vielen Studierenden aus einkommensschwachen Verhältnissen besucht werden, die im Durchschnitt bis zu 15 Stunden in der Woche nebenher arbeiten. Darüber hinaus steigt der Zeitaufwand für Erwerbstätigkeit kontinuierlich mit dem Studienverlauf an. In der ZEITLast-Studie wird an mehreren Stellen ein Widerspruch zwischen subjektiv wahrgenommener Belastung und vermeintlich objektiver Wirklichkeit konstruiert. Allerdings kann die Studie, mittels ihrer Erhebungsmethode, Bereiche wie die Qualität der Betreuungssituation, die starke Arbeitsverdichtung, parallel laufende Themenvielfalt und letztendlich die permanente Angst zu versagen, nicht messen. Es scheint, dass nicht der hohe Zeitaufwand, sondern die Lehr- und Lernsituation dazu führen, dass Studierende das „wenige am messbaren Zeitaufwand als hohe Belastung empfinden.“⁸

Aber das ZEITLast-Projekt beschäftigt sich nicht nur mit der Analyse bereits vorhandener Lehr- und Lernstrukturen, sondern experimentiert auch mit einer neuen Studienorganisation. Dazu werden in allen beteiligten Studiengängen zwei Zeitbudgetanalysen durchgeführt. Zuerst unter den z.Z. bestehenden Lehr- und Lernbedingungen und anschließend nach der Reorganisation der Lehr- und Lernstruktur. Zu den vorgenommenen Interventionen gehören die Einführung von Blockunterricht, die Verteilung von Lehr- und Prüfungsanforderungen über das ganze Semester sowie die Einführung von E-Learning-Maßnahmen. Das selbsterklärte Ziel der Studie ist es „die thematische und zeitliche Zersplitterung, die häufig in Studiengängen herrscht, zu reduzieren.“⁹ Die Einführung von Blockunterricht soll den Studierenden ermöglichen, sich mit nur einem Thema über einen bestimmten Zeitraum zu befassen. Weiter sollen Prüfungen zeitnah zu den behandelten Themen erfolgen, um den Leistungsdruck am Ende des Semesters zu entzerren. Von der Analyse des Zeitmanagements und der Zeitbelastung von Studierenden erhofft sich die ZEITLast-Projektleitung mehr Gerechtigkeit bei der Vergabe von ECTS-Punkten und die Reduzierung der zeitlichen Belastung. Im Großen und Ganzen eine sinnvolle Intervention. Jedoch ist die Schlussfolgerung der Studie, Leistungskontrollen und Prüfungen auf das Semester zu verteilen anstatt, wie immer wieder gefordert, zu reduzieren, problematisch.

Bedenklich ist auch das Vorhaben durch Reformen den Studierenden mehr Zeitsouveränität zurückzugeben, was vor allem durch Flexibilisierung, mehr Kontrolle und E-Learning (die Einführung von mehr E-Learning-Angeboten wurde auch im Rahmen der Studierendenproteste gefordert) erreicht werden soll. Zum Thema E-Learning weist Prof. Ingrid Lohmann darauf hin, dass die Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen, dann die Einführung von Studiengebühren und schließlich jener von E-Learning, sukzessive zu einer marktförmigen Erschließung der Hoch-

schulbildung führen kann und wohl auch soll.¹⁰ „Als düstere Utopie zeichnet sie eine Welt, in der Studierende schließlich generell für die Ware ‚Studienmodul‘ Geld bezahlen müssen, hierfür E-Learning-Einheiten erwerben und schließlich elektronisch Prüfungen ablegen, die wiederum zu bezahlen sind.“¹¹

Ein Blick an die Oldenburger Universität zeigt, dass auch hier der vorgeschriebene Workload nicht eingehalten wird. Wie an anderen Hochschulen auch, werden in Oldenburg kontinuierlich interne Evaluationen der Qualität von Studium und Lehre durchgeführt. Hierzu werden durch die Stabsstelle Studium und Lehre Studierende des 3. und 5. Semesters zu unterschiedlichen Aspekten ihres Studiums befragt. Im Wintersemester 09/10 beteiligten sich 1105¹² Studierende an der Lehrevaluation. Hier konnten sie unter anderem ihre durchschnittliche zeitliche Arbeitsbelastung einschätzen. Aus diesen Ergebnissen geht hervor, dass lediglich 7,5%¹³ der Befragten mehr als 30 Stunden in der Woche für ihr Studium aufbringen. Ein Viertel (25%) sogar weniger als die Hälfte der von Bologna geforderten 40 Stunden, nämlich zwischen 16 und 20 Stunden. Diese Evaluation zeigt weiterhin, dass die „zeitliche Abstimmung der Lehrveranstaltung“ von 50 % der Studierenden als „schlecht“ oder „sehr schlecht“ bewertet wird.¹⁴

In den Medien hatte die Veröffentlichung der ZEIT-Last Studie für ein großes Echo gesorgt. So berichtete der Spiegel Artikel reißerisch von faulen Studenten und Studentinnen, die sich durch das Semester mogeln.¹⁵ Andere Beiträge waren kritischer und hinterfragten die Repräsentativität der Ergebnisse. In nahezu jedem Artikel zu diesem Thema wurde ein Student oder eine Studentin vorgestellt, deren Tagesablauf kaum vermuten lässt, dass sie faul oder unterfordert sind. Diese Darstellung des Einzelnen ist wichtig, denn die Studien machen vor allem deutlich wie individuell die Zeiteinteilung eines jeden Studierenden ist. Einige inve-

stieren weniger als 15 Stunden in ihr Studium, andere wiederum über 50 Stunden. Demgegenüber steht die Idee des Workloads, der nicht zuletzt dazu beitragen soll, Leistungsgerechtigkeit sicherzustellen. Die Fremdbestimmung der Zeiteinteilung kann aber genau das Gegenteil herbeiführen. Wenn das Studium ausschließlich den Zeitaufwand definiert und infolgedessen den Studierenden nicht mehr freigestellt wird wie sie sich ihre Zeit einteilen, kann das dazu führen, dass die Zeitsouveränität eingeschränkt wird. Trotzdem lässt es sich nicht leugnen, dass ein großer Teil der befragten Studierenden weitaus weniger Zeit in ihr Studium investieren als von ihnen erwartet wird. Fast scheint es so, als sei die zeitliche Belastung nur ein vordergründiges Problem, deren Ursprung in anderen Bereichen der derzeitigen Studienbedingungen zu suchen ist.



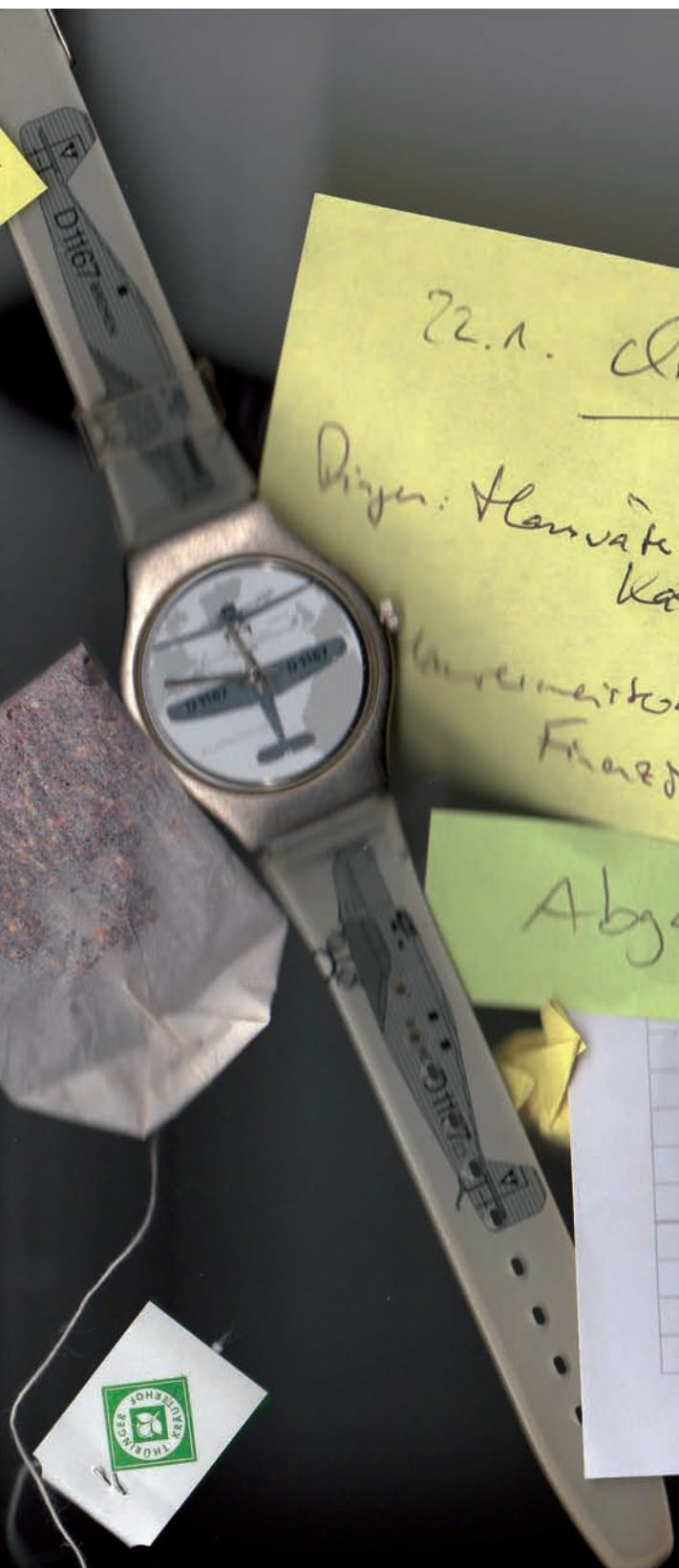
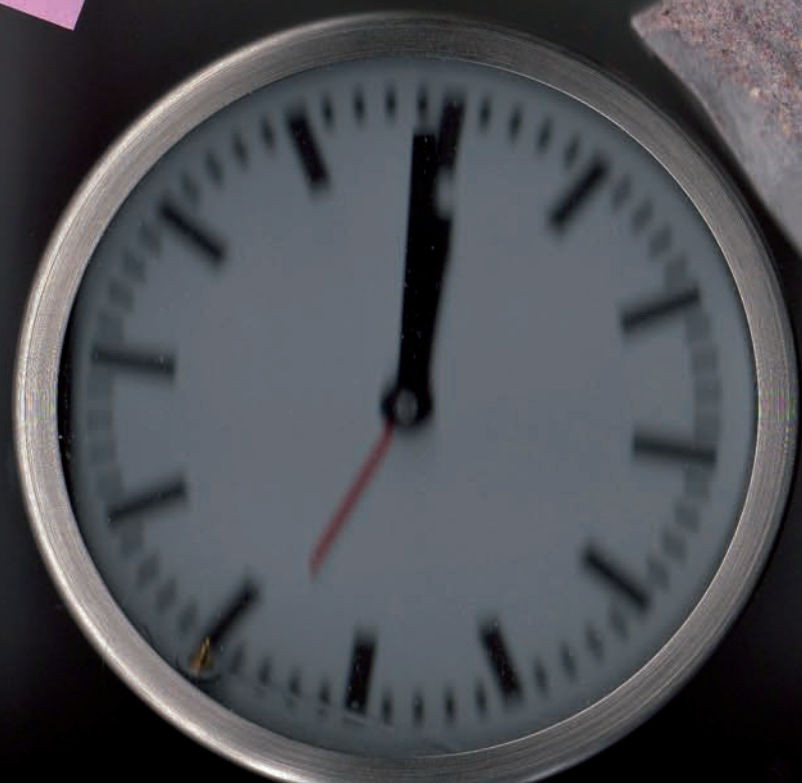
Referat!

Deadline verlängern!

22.1. Anstalt!
Dingen: Hanvate Punkte
Kostha
Anwendung of
Fragezettel

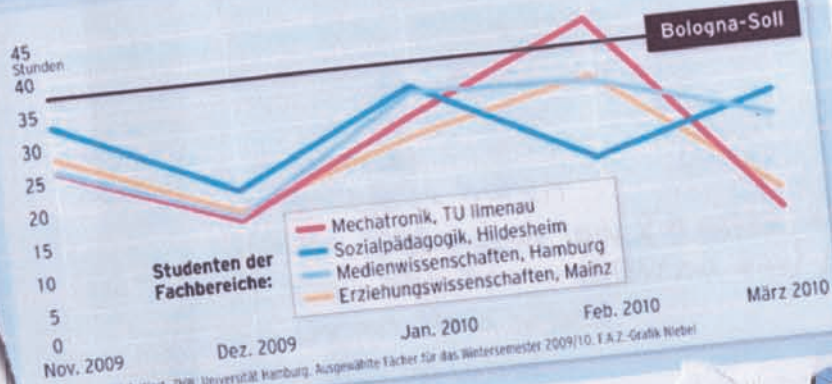
Abgabe: morgen

auswerten
stellen
abgeben



19 Montag Alex Geb.

Arbeitsbelastung Stunden je Woche, die Studenten mit dem Studium verbringen



Dominic M., 24 Jahre, viertes Semester, Geschichte und Theaterwissenschaften

Dominic M. hilt die eine Hälfte des Semesters, die andere Hälfte verbringt er schlaflose Nächte.

- a) Anfang vom Semester
9.30 Uhr: Aufstehen
 - 10-12 und 14-16 : Uni
 - b) gegen Ende vom Semester, in stressigen Zeiten
7.30 Uhr: Aufstehen
 - 8-12 und 14-18: Seminar
 - 18.30-22: Recherche in der Bibliothek
 - 22-2: Recherche zu Hausaufgaben und Referaten zusammenschreiben
 - Jobben: Null Stunden, letzte Semesterferien: Entspannung
- <http://www.pflichtlektuere.com/05/10/2010/zu-viel-freizeit-fuer-studenten/> 18.03.2011

NWZ
haden
ns Geb

js-Ortk



Tanja K., 20 Jahre, zweites Semester, Jura

Tanja K. hat täglich bis zu zehn Stunden Vorlesung an der Uni.

- 6.15 Uhr: Aufstehen
 - 8.15-17.45: Vorlesungen und Seminare (bis auf einen Tag ohne Unterbrechung)
 - 18-20 Uhr: mit Freunden in der Bibliothek lernen
 - Arbeit: "schaffe ich nicht mehr"
 - letzte Semesterferien: 35 Stunden pro Woche in einer Kanzlei gearbeitet
- <http://www.pflichtlektuere.com/05/10/2010/zu-viel-freizeit-fuer-studenten/> 18.03.2011

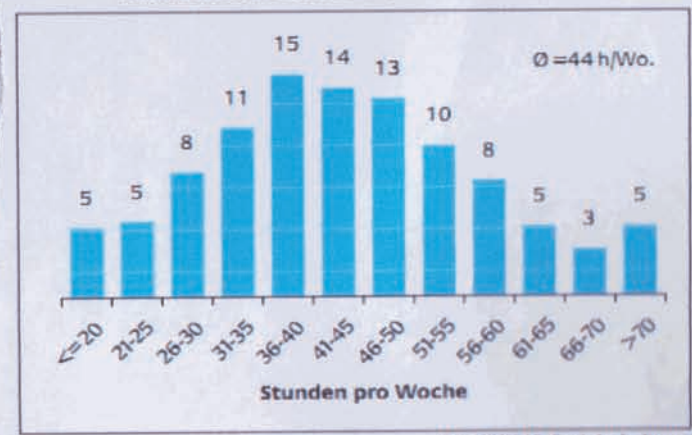
25 Sonntag

Inja

NWZ-Online
↳ 103 Adressen

→ zu Oma Ma
Karel ins U
→ NWZ nach

Bild 4.1 Studierende nach zeitlicher Gesamtbelastung durch Studium und Erwerbstätigkeit 2009
Studierende im Erststudium, in %



DSW/HIS 19. Sozialerhebung



Nicola A., 22 Jahre, sechstes Semester, Germanistik und Medienwissenschaften

Nicola A.: "In den ersten zwei Semestern hatte ich alleine 26 Wochenstunden an der Uni."
7:30 Uhr: Aufstehen, Aufwachphase, E-Mails

- und Haushalt
 - 10-14: Vorlesungen und Seminare an der Uni
 - 15-16:30: Vorbereitung und Nachbereitung
 - 16.30-17.30: Berufsvorbereitung, Surfen in Jobbörsen, etc.
 - Jobben: zwei Tage am Wochenende, insgesamt 16-20 Stunden, letzte Semesterferien: sechs Wochen Praktikum
- <http://www.pflichtlektuere.com/05/10/2010/zu-viel-freizeit-fuer-studenten/> 18.03.2011

6 00 Uhr → ...
Praktikum
Klausuren
Buch - Biograp
Wendell Thome - C

1942 trafen sich 16 Spitzenbeamte ...
Wannsee (Wannseekonferenz) ...
die Massenentscheidung der Juden ...

Glossar

studentischer Abkürzungen

- AG – Arbeitsgruppe
- Asta – Allgemeiner Studierenden-Ausschuss
- B.A. – Bachelor of Arts
- BAföG – Berufsausbildungsförderungsgesetz
- B.Ed. – Bachelor of Education
- Bib – Bibliothek
- Bibo – Bibliothek
- B.Sc. – Bachelor of Science
- BWL – Betriebswirtschaftslehre
- c.t. – cum tempore (die LV beginnt 15 Minuten
nach der genannten vollen Stunde,
„akademisches Viertel“)
- Cafete – Cafeteria
- Dipl – Diplom
- Diss – Dissertation
- ECTS – European Credit Transfer System (System, das
zur internationalen Vereinheitlichung von PL
und KP führen sollte)
- EKVV – elektronisches kommentiertes Vorlesungsver-
zeichnis
- Ersti – Studienanfänger_in im ersten Semester
- ESG – Evangelische Student_innengemeinde
- Ethno – Ethnologie
- Fak. – Fakultät
- Fäko – Fächerkombination
- FH – Fachhochschule
- FR – Fakultätsrat
- FS – Fachschaft
- HA – Hausarbeit
- HF – Hauptfach
- Hiwi – Hilfwissenschaftler_in
- HoPo – Hochschulpolitik
- HRZ – Hochschulrechenzentrum
- HS – Hörsaal
- HSG – Hochschüler_innengesetz
- Inst. – Institut
- KF – Kernfach
- KoVo – Kommentiertes Vorlesungsverzeichnis
- Kowi – Kommunikationswissenschaften
- KP – Kreditpunkte
- Kuwi – Kulturwissenschaften
- LA – Lehramt
- LiLi – Linguistik und Literaturwissenschaft
- LN – Leistungsnachweis
- Lög – Landschaftsökologie
- LV – Lehrveranstaltung
- M.A. – Magister/Magistra Artium; Master of Arts
- M.Ed. – Master of Education
- MK – Medienkultur

M.Sc. – Master of Science
NC – Numerus Clausus
NF – Nebenfach
N.N. – Nomen Nominandum (es ist noch nicht klar,
wer die LV halten wird)
OUT – Oldenburger Uni Theater
PD – Privatdozent_in
PL – Prüfungsleistung
PO – Prüfungsordnung
Powi – Politikwissenschaften
PR – Praktikum
Profs – Professor_innen
PSB – Psychosoziale Beratung
s.t. – sine tempore (die LV beginnt zur vollen Stunde)
Sem – Seminar
SoSe – Sommersemester
Sowi – Sozialwissenschaften
Sozi - Soziologie
Spowi – Sportwissenschaften
SPS – Schulpraxissemester
SR – Seminarraum
StudIP – Studienbegleitender Internetsupport
von Präsenzlehre
Studis – Studierende
StuKo – Studienkommission
Stupa – StudentInnenparlament

Suub – Staats- und Universitätsbibliothek
SWS – Semesterwochenstunde
TOEFL – Test of English as a Foreign Language
TU – Technische Uni
Tut – Tutorium
Ü – Übung
UB – Universitätsbibliothek
ULB – Universitäts- und Landesbibliothek
Uni – Universität
VL – Vorlesung
VV – Vollversammlung
VWL – Volkswirtschaftslehre
WG – Wohngemeinschaft
WI – Wirtschaftsinformatik/Wirtschaftsingenieurwesen
Wihi – Wissenschaftliche Hilfskraft
WiRe – Wirtschaftsrecht
WiSo – Wirtschafts- und Sozialwissenschaften
WiWi – Wirtschaftswissenschaften
WS – Wintersemester
ZP – Zwischenprüfung
ZSB – Zentrale Studienberatung
ZVS – Zentralstelle für die Vergabe
von Studienplätzen

Endnoten

Konzeptionelle Überlegungen

¹ Vgl. Scholze, Jana: *Medium Ausstellung. Lektüre musealer Gestaltung in Oxford, Leipzig, Amsterdam und Berlin*, Bielefeld 2004, S. 30-32.

² Vgl. ebd., S. 32-35.

³ Vgl. ebd., S. 35-39.

⁴ Namentlich: Fahrrad, Notebook, Stuhl, Rucksack, Mensatasse, Terminkalender, Portemonnaie, Schlüssel, Handy, Zettel & Stift.

⁵ Vgl. u.a. Korff, Gottfried: *Speicher und/oder Generator. Zum Verhältnis von Deponieren und Exponieren im Museum* (2000) in: Korff, Gottfried (Hg.): *Museumsdinge. Deponieren – exponieren*, Köln / Weimar / Wien 2007, S. 168.

⁶ Vgl. Clifford, James: *Sich selbst sammeln*, in: Korff, Gottfried / Roth, Martin (Hg.): *Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik*, Frankfurt a.M. 1990, S. 89.

⁷ Vgl. Auslander, Leora: *The Gendering of Consumer Practices*, in: de Grazia, Victoria: *The Sex of Things. Gender and Consumption in Historical Perspective*, Berkley 1996, S. 81.

⁸ Vgl. Clifford, James: *Sich selbst sammeln*, in: Korff, Gottfried / Roth, Martin (Hg.): *Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik*, Frankfurt a.M. 1990, S. 89-90, 92.

⁹ Auslander, Leora: *The Gendering of Consumer Practices*, in: de Grazia, Victoria: *The Sex of Things. Gender and Consumption in Historical Perspective*, Berkley 1996, S. 87.

¹⁰ Vgl. Pomian, Krysstof: *Museum und kulturelles Erbe*, in: Korff, Gottfried / Roth, Martin (Hg.): *Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik*, Frankfurt a.M. 1990, S. 42-44; Vgl. Clifford, James: *Sich selbst sammeln*, in: Korff, Gottfried / Roth, Martin (Hg.): *Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik*, Frankfurt a.M. 1990, S. 91.

¹¹ Vgl. Korff, Gottfried: *Speicher und/oder Generator. Zum Verhältnis von Deponieren und Exponieren im Museum* (2000), in: Korff, Gottfried: *Museumsdinge. Deponieren – exponieren*, Köln/Weimar/Wien 2007, S. 171.

¹² Vgl. Scholze, Jana: *Medium Ausstellung. Lektüre musealer Gestaltung in Oxford, Leipzig, Amsterdam und Berlin*, Bielefeld 2004, S. 30-32.

¹³ Vgl. ebd., S. 33.

¹⁴ Vgl. Korff, Gottfried: *Speicher und/oder Generator. Zum Verhältnis von Deponieren und Exponieren im Museum* (2000), in: Korff, Gottfried: *Museumsdinge. Deponieren – exponieren*, Köln/Weimar/Wien 2007, S. 171-173; Scholze, Jana: *Medium Ausstellung. Lektüre musealer Gestaltung in Oxford, Leipzig, Amsterdam und Berlin*, Bielefeld 2004, S. 34.

¹⁵ Macdonald, Sharon J.: *Nationale, postnationale, transkulturelle Identitäten und das Museum*, in: Beier, Rosemarie (Hg.): *Geschichtskultur in der zweiten Moderne*, Frankfurt a.M. / New York 2000, S. 138.

¹⁶ Vgl. ebd., S. 141.

¹⁷ Zum Begriff des kollektiven Gedächtnisses unter anderem: Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis*, München 2002.

Kugelschreiber, Wasserflasche, Nagellack - Inventare studentischer Lern- und Arbeitskultur am Beispiel ausgewählter Bibliotheksuniversitäten

¹ Die Daten habe ich im Rahmen meiner Masterarbeit erhoben.

² Vgl. dazu Foucault, Michel: Andere Räume, in: Wentz, Martin (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt/Main 1991, S. 67 und Bourdieu, Pierre / Passeron, Jean-Claude / Egger, Stephan: Die Erben. Studenten, Bildung und Kultur, Konstanz 2007, S. 46.

³ Beaufaÿs, Sandra: Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft. Techn. Univ., Diss.--Darmstadt, Bielefeld 2003, S. 96, 113, 126f.

⁴ Vgl. Stegmann, Stefanie (Hg.): „...got the look!“ - Wissenschaft und ihr Outfit. Eine kulturwissenschaftliche Studie über Effekte von Habitus, Fachkultur und Geschlecht, Münster 2005, S. 253f.

⁵ Vgl. Helmhold, Heidi: De-Territorialisierung. Die Humanwissenschaftliche Fakultät der Uni zu Köln aus der Sicht ihrer NutzerInnen, in: Camposition. Das Magazin des StAVV 2008, H. 25, S. 6–26.

⁶ Vgl. dazu das Projekt zu Lebensstilen von Mittelschichten, das 1991 an der Hochschule der Künste in Berlin durchgeführt wurde: Pallowski, Katrin: Parität und Polarisierung. Neue Wohnstile als Ausdruck neuer Geschlechterverhältnisse; Pfenning, Hans-Joachim: Alltagsstile als Sozialstile. Eine Aufzeichnung heutiger Wohnformen innerhalb neuer Mittelschichten, beide in: Pressestelle der HdK im Auftrag des Präsidenten (Hg.): Lebens-Formen. Alltagsobjekte als Darstellung von Lebensstilveränderungen am Beispiel der Wohnung und Bekleidung der „Neuen Mittelschichten“, Berlin 1991.

⁷ Vgl. Schmidt, Robert: Die Verheißungen eines sauberen Kragens. Zur materiellen und symbolischen Ordnung des Büros, in: Heisler, Evamaria / Koch, Elke / Scheffer, Thomas (Hg.): Drohung und Verheißung. Mikroprozesse in Verhältnissen von Macht und Subjekt, 1. Aufl., Freiburg i. Br. 2007, S. 111–135.

⁸ Vgl. z.B. den Artikel des Oldenburger Bibliothekars Oliver Schoenbeck: Schoenbeck, Oliver: Platz schaffen für neue Bedürfnisse - ein neuer Lernort auf alten Flächen, in: Bibliothek Forschung und Praxis 2008, Jg. 32, S. 183–187.

⁹ Im englischsprachigen Raum wurde an der Universität Rochester ein breit angelegtes ethnografisches Forschungsprojekt durchgeführt: Foster, Nancy Fried / Gibbons, Susan (Hg.): Studying students. The undergraduate research project at the University of Rochester, Chicago 2007.

An der Universitätsbibliothek Oldenburg wurden insbesondere Gruppenarbeitsplätze erforscht: Schoof, Kerstin (2009): Kooperatives Lernen als Herausforderung für Universitätsbibliotheken: Veränderungen in der Konzeption und Nutzung von Lernräumen. Masterarbeit. Betreut von Ulrich Naumann Michael Seadle. Berlin. Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft.

¹⁰ Vgl. Fuhlrott, Rolf / Liebers, Gerhard / Philipp, Franz-Heinrich (Hg.): Bibliotheksneubauten in der Bundesrepublik Deutschland. 1968 - 1983. Frankfurt am Main 1983, Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie Sonderhefte 39.

¹¹ Havekost, Hermann: Genesis eines Bibliothekssystems, in: ABI-Technik. Zeitschrift für Automation, Bau und Technik im Archiv-, Bibliotheks- und Informationswesen. 1984, Jg. 6, H. 2, S. 85–90. S. 89.

¹² Wätjen, Hans-Joachim: Zwischen Wohnzimmeratmosphäre und Kompaktregalen. Die Neubauten der Universitätsbibliothek Oldenburg, in: ABI-Technik. Zeitschrift für Automation, Bau und Technik im Archiv-, Bibliotheks- und Informationswesen. 1984, Jg. 6, H. 2, S.96–97.

¹³ Vgl. ebd..



¹⁴ Vgl. Dannenbauer, Iris: Bibliotheksbau. Compendium zum Planungs- und Bauprozeß. Berlin 1994, Dbi-Materialien, 131, S. 154.

¹⁵ Diese Objekte wurden schon in den 1980er Jahren durch den Künstler Franz Erhard Walther realisiert, der auch die Metallplatten auf dem Mensavorhof gestaltete.

¹⁶ Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Arbeitsmittel umgenutzt werden, d.h. z.B. „direkte“ Arbeitsmittel wie ein Computer für Ablenkung und Beschäftigung in den Pausen sorgen.

¹⁷ Vgl. Warneken, Bernd Jürgen / Besenfelder, Sabine: Das Outfit der Wissenschaft. Zur symbolischen Repräsentation akademischer Fächer am Beispiel von Jura, Botanik und Empirischer Kulturwissenschaft ; Begleitband zur Ausstellung im Haspelturm des Tübinger Schlosses vom 24. April bis 1. Juni 1998. Tübingen 1998, S. 76.

¹⁸ Alle Namen sind anonymisiert.

¹⁹ Eine grundlegende Einteilung und Erläuterungen zu Strategien der Raumeignung nimmt Erving Goffman in seinem 1974 erschienenen Artikel vor: Goffman, Erving: Die Territorien des Selbst, in: Goffman, Erving / Wiggershaus, R. (Hg.): Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. 1. Aufl., Frankfurt am Main 1974, S. 54-96.

Mit Musik geht alles besser !?

¹Vgl. Kemper, Peter: Media Mobilis: Walkman, Discman, Watchman, in: Kemper, Peter (Hg.): Handy, Swatch und Party-Line. Zeichen und Zumutungen des Alltags, Frankfurt am Main 1996, S. 271.

²Vgl. Zenner, Hans-Peter: Schwerhörigkeit durch Freizeitlärm, in: Deutsches Ärzteblatt 96, Bundesärztekammer und Kassenärztliche Bundesvereinigung (Hg.), Heft 16, Köln 1999, S. 199.

³Vgl. Schmidt, Sinna: „Öffentliche Einsamkeit“ - Die Wirkung transportabler Musikabspielgeräte auf den Alltag, <http://www.grin.com/e-book/69488/oeffentliche-einsamkeit-die-wirkung-transportabler-musikabspielgeraete> (10.02.2011).

⁴Vgl. http://www.zeit.de/2001/33/Laut_das_sind_die_anderen, (14.02.2011).

⁵Vgl. Bruhn, Herbert (Hg.) und Kopiez, Reinhard (Hg.): Musikpsychologie - Das neue Handbuch, Hamburg 2008.

⁶Vgl. Kopiez, Reinhard (Hg.): Wirkungen von Musik, in: Bruhn, Herbert und Kopiez, Reinhard (Hg.): Musikpsychologie - Das neue Handbuch, Hamburg 2008, S. 532.

⁷Ebd. S. 253.

⁸Ebd..

⁹Vgl. http://www.tu-dortmund.de/uni/Uni/aktuelles/meldungen/2010-03/10-03-24_Musik_und_Hausaufgaben/index.html, (12.2.2011).

¹⁰Dazu verwendete die Autorin einen selbsterstellten Fragenbogen und befragte ca. 30 Studenten_Innen nach ihrem Musikverhalten beim studentischen Arbeiten.

„BildungsinländerIn“ - Zu(m) Wort kommen

- ¹ <http://www.wiso.uni-hamburg.de/master/euomaster/programm/definition-bildungsauslaender-bildungsinlaender/>.
- ² Vgl. <http://www.uni-goettingen.de/de/46865.html>; Leute, die sich als Frauen fühlen, sind nicht erwünscht?.
- ³ Die Bundesbeauftragte für Migration fasst Ausländer und Ausländerinnen unter „Bildungsinländer“? Ab sofort nenne ich sie „Bundesbeauftragter“.
- ⁴ Deutscher Bundestag. 17. Wahlperiode. Unterrichtung durch die Beauftragte für Migration, Flüchtlinge und Integration. Achter Bericht über die Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland. 07.07.2010. S. 78. auch unter: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/17/024/1702400.pdf>.
- ⁵ Meinhardt, Rolf; Zittlau, Birgit: BildungsinländerInnen an deutschen Hochschulen am Beispiel der Universität Oldenburg. Eine Studie zu den erfolgshemmenden Faktoren im Studienverlauf und Empfehlungen zur Verbesserung der Studienleistungen durch HochschullotsInnen. Oldenburg. 2008.
- ⁶ Meinhardt; Zittlau: 2008, S. 45.
- ⁷ Meinhardt; Zittlau: 2008, S. 45.
- ⁸ Vgl. Gelderblom, Arie Jan: Ceci n'est pas une pipe. In: Halbertsma, Marlitte; Zijlmans, Kitty (Hg.): Gesichtspunkte. Kunstgeschichte heute. Berlin 1995. S. 219-250. S. 224/225.
- ⁹ Vgl. Butler, Judith: Einleitung. In: dies. (Hg.): Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Berlin, 1998, S. 225-230.
- ¹⁰ Vgl. Hall, Stuart: The Work of Representation. In: Hall, Stuart (Hg.) „Representation: Cultural Representations and Signifying Practices,“ Sage Publications, London, 1997, S. 13 – 74. S.19/20.
- ¹¹ Vgl. Hall 1997, S. 19/20.
- ¹² Vgl. Butler, Judith: Die stillschweigende Performativität der Macht. In: dies. (Hg.): Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Berlin, 1998, S. 225-230.

Studentenfutter

- ¹ <http://www.gutefrage.net/frage/was-essen-studenten-immer-so-die-haben-doch-keine-zeit-zum-kochen-schnelle-gesunde-gerichte> (16.02.2011).
- ² Vgl. <http://ernaehrungsstudio.nestle.de/TippsTools/Checks/Ernaehrungstypentest.htm> (12.02.2011).
- ³ Vgl. <http://ernaehrungsstudio.nestle.de/start/ernaehrungswissen/NestleStudie/ernaehrungs-typ-nestwaermer.htm> (12.02.2011).
- ⁴ Vgl. ebd., S.424-438.
- ⁵ Vgl. Interview mit Johannes Hemmen, Leiter der Verpflegungsbetriebe des Studentenwerks Oldenburg (18.01.2011).
- ⁶ Vgl. <http://www.dkv.com/downloads/presse-DKV-Report-Wie-gesund-lebt-Deutschland.doc> (12.01.2011), S.6.
- ⁷ Vgl. <http://de.sevenload.com/videos/DFT6at-Was-essen-Studenten> (13.02.2011).
- ⁸ <http://www.dkv.com/downloads/presse-DKV-Report-Wie-gesund-lebt-Deutschland.doc> (12.01.2011).
- ⁹ Vgl. ebd., S.4-13.



¹⁰ Vgl. ebd..

¹¹ Vgl. ebd., S.6-7.

¹² Vgl. http://www.nestle-studie.de/sites/default/files/documents/nestle_studie_2011_zusammenfassung.pdf (14.02.2011), S.1-2.

¹³ <http://www.presse.dak.de/ps.nsf/sbl/280BDD6BBFE74E83C12575B3003CF9?Open> (13.02.2011); Vgl. Ebd..

¹⁴ Vgl. <http://www.studentenwerke.de/main/default.asp?id=08301> (11.02.2011).

Der schnöde Mammon

¹ Jung, Michael/ Mahler, Ralf: Studieren und (über-)Leben: fragt sich nur wie?; München 1989.

² Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hg.), Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2009. 19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch das HIS Hochschul-Informationssystem, Bonn/Berlin 2010.

Die Reform der Reformuniversität

¹ Vgl. Günther-Arndt 1999: 7; <http://www.presse.uni-oldenburg.de/uni-info/2009/> vom 03.03.2011.

² Vgl. ebd.: 7f.

³ Vgl. ebd.: 8f.

⁴ Vgl. Günther-Arndt 1999:1-6.

⁵ Vgl. ebd. : 14.

⁶ Vgl. ebd.: 14.

⁷ Vgl. <http://www.presse.uni-oldenburg.de/uni-info/2003/2/studiumundlehre.htm#2>, vom 03.03.2011; <http://www.presse.uni-oldenburg.de/uni-info/2004/1/studiumundlehre.htm>, vom 03.03.2011).

⁸ Vgl. Interview Gerhard Harms.

⁹ Vgl. Interview Prof. Dr. Karen Ellwanger.

¹⁰ Vgl. Interview Helga Wilhelmer (TC: 00:04:51 - 00:07:26).

¹¹ Durch die Z-Prüfung wurde Personen ohne Abitur der „Erwerb der fachbezogenen Hochschulzugangsberechtigung nach beruflicher Vorbildung“ ermöglicht (Vgl. <http://www.c3l.uni-oldenburg.de/40656.html> vom 03.03.2011; Günther-Arndt 1999:1-6).

¹² Vgl. Interview Marianne Steinbrink (TC: 10:22 – 13:23).

¹³ Vgl. Interview Marianne Steinbrink (TC: 18:24; 21:37; 27:30); Klant, Michael (1984) Universität in der Karikatur, Böse Bilder aus der kuriosen Geschichte der Hochschulen Fackelträger-Verlag GmbH, Hannover.

¹⁴ Vgl. Interview Doris Müller (TC: 01:52:12).

¹⁵ Vgl. Interview Doris Müller (TC: 01:15:09); Uni-Info 3/87 vom 14.05.1987 (<http://www.presse.uni-oldenburg.de/uni-info/1987/UnilInfo-87-3-mai.pdf> vom 27.02.2011).

- ¹⁶ Vgl. Interview Marianne Steinbrink (TC: 00:43:45- 46:50).
- ¹⁷ Vgl. Interview Helga Wilhelmer (TC: 15:59).
- ¹⁸ Vgl. ebd. (TC: 29:56).
- ¹⁹ Vgl. Interview Prof. Dr. Karen Ellwanger.
- ²⁰ Vgl. ebd..
- ²¹ Vgl. Interview Dagmar Weinreich-Brunner (TC: 36:50-37:23).
- ²² Vgl. Interview Piotr Niedzwiecki (TC: 06:42).
- ²³ Vgl. Interview Helga Wilhelmer (TC: 12:14).
- ²⁴ Vgl. Interview Vera (TC: 00:37:45- 00:39:26).
- ²⁵ Vgl. Interview Stefan Kühnapfel (TC: 10:52- 14:21).
- ²⁶ Vgl. Interview Jonas Lehrich.
- ²⁷ Vgl. Interview Prof. Dr. Karen Ellwanger.
- ²⁸ Vgl. Interview Dagmar Weinreich-Brunner (TC: 30:00- 35:45).
- ²⁹ Vgl. Interview Helga Wilhelmer (TC: 47:59).
- ³⁰ Vgl. Interview Daphne Andersch.
- ³¹ Vgl. Interview Piotr Niedzwiecki (TC: 24:05-6).
- ³² Vgl. Interview Dagmar Weinreich-Brunner (TC: 26:50-33:24).
- ³³ Vgl. Interview Piotr Niedzwiecki (00:57:23-0).
- ³⁴ Vgl. Interview Helga Wilhelmer (TC: 30:48).
- ³⁵ Vgl. Interview Piotr Niedzwiecki (TC: 29:54).
- ³⁶ Vgl. ebd. (TC: 00:47:35-5).
- ³⁷ Vgl. Interview Helga Wilhelmer (TC: 31:52- 45:24).

Polohemd und Ökolatschen – Klischees auf den Leib geschneidert?

- ¹ Hierzu auch: Ellwanger, Karen: „Ensemblebildung - Zur Entwicklung und Funktion einer erweiterten Darstellungskompetenz der NutzerInnen von Bekleidung“. In: Fächergruppe Designwissenschaft: Lebens- Formen-Alltagsobjekte als Darstellung von Lebensstilveränderungen am Beispiel der Wohnung und Bekleidung der „Neuen Mittelschicht“. Berlin: Hochschule der Künste Berlin 1991, S. 225-245.
- ² Simmel, Georg: Philosophische Kultur (Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne). Wagenbach. Berlin 1998, S. 43.
- ³ Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/Main 1999, S. 18.
- ⁴ Kraus, Beate/ Gebauer, Gunther: Habitus. Bielefeld 2002, S. 26-30.
- ⁵ Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/Main 1999, S. 315
- ⁶ Davis, Fred: „Do clothes Speak? What makes them Fashion?“ in: Fashion Theory. A Reader. Malcolm Barnard (Hg.), New York 2007, S. 149.
- ⁷ Schölling, Marcus: Soziale Herkunft, Lebensstil und Studienfachwahl: eine Typologie. Frankfurt/Main 2005, S. 86.



Studierende und ihre Mobilität

¹ Vgl. Abteilung „Umwelt, Abfall & Verkehr“ der Stadt Oldenburg in: <http://www.oldenburg.de/stadtol/index.php?id=5360> (12.02.2011).

² Stadt Oldenburg: Was bewegt die Oldenburger? Ergebnisse der Haushaltsbefragung 2009 zum Verkehrsverhalten, 2010. Einzusehen in: <http://www.oldenburg.de/stadtol/fileadmin/oldenburg/Benutzer/PDF/41/OL-Verkehrsmittelumfrage-PRINT2010-LOW.pdf> (12.02.2011).

³ <http://www.adfc.de/> (12.02.2011).

⁴ Vgl. ADFC: Ergebnisse des Fahrradklimatests 1992.

⁵ Vgl. ADFC: Ergebnisse des Fahrradklimatests 2003.

⁶ Vgl. ADFC: Ergebnisse des Fahrradklimatests 2005. Einzusehen in: <http://www.adfc.de/Verkehr--Recht/Gut-zu-wissen/Fahradklimatest-2005/ADFC-Fahradklimatest-2005-Ergebnisse> (12.02.2011).

⁷ Vgl. die Ankündigung der Abteilung „Umwelt, Abfall & Verkehr“ der Stadt Oldenburg in: <http://www.oldenburg.de/stadtol/index.php?id=5360> (12.02.2011).

⁸ Vgl. studis-online: Niederlande beliebtestes Land für Auslandsstudierende, 2010, zitiert nach dem Statistischen Bundesamt: Deutsche Studierende im Ausland - Statistischer Überblick 1997-2007, Ausgabe 2009. In: <http://www.studis-online.de/Studieren/art-872-auslandsstudium2009.php> (12.02.2011).

⁹ Vgl. studis-online: Auslandssemester werden immer beliebter, 2006, zitiert nach dem Statistischen Bundesamt: Deutsche Studierende im Ausland - Statistischer Überblick 1994-2004, Ausgabe 2006. In: <http://www.studis-online.de/Studieren/art-520-auslandsstudium2006.php> (12.02.2011).

¹⁰ Vgl. ebd..

¹¹ Vgl. den Bericht von studis-online: Niederlande beliebtestes Land für Auslandsstudierende, 2010, zitiert nach dem Statistischen Bundesamt: Deutsche Studierende im Ausland - Statistischer Überblick 1997-2007, Ausgabe 2009. In: <http://www.studis-online.de/Studieren/art-872-auslandsstudium2009.php> (12.02.2011).

¹² Vgl. Balzter, Sebastian: Mobilität von Studenten. Fallstricke vor dem Auslandssemester, 2010. In: <http://www.faz.net/s/Rub1A09F6EF89FE4FD19B3755342A3F509A/Doc~ECC249BAE856F4F21AA220768985107B0~ATpl~Ecommon~Scontent.html> (12.02.2011).

¹³ In der Medienwissenschaft wird der Fachbegriff des „social network service“ bzw. „social network sites“ verwendet. Vgl. boyd, d. m. & Ellison, N. B.: Social network sites. Definition, history, and scholarship. *Journal of Computer-Mediated Communication*, 13(1), article 11, 2007. Einzusehen in: <http://jcmc.indiana.edu/vol13/issue1/boyd.ellison.html> (12.02.2011).

¹⁴ Vgl. v.a. Urry, John: ‚Mobile‘ Theories and Methods, in: Ders: *Mobilities*. Cambridge 2007, S. 17-43.

¹⁵ Vgl. hierzu die Theorie von Marshall McLuhan über Medien als Verlängerung von Menschen.

McLuhan, Marshall: *Understanding Media. The Extensions of Man*. Cambridge 1994.

¹⁶ Vgl. Facebookmarketing.de: Facebook Nutzerzahlen in Deutschland, 2010. In: http://facebookmarketing.de/zahlen_fakten/userzahlen-in-deutschland (12.02.2011) und Facebookmarketing.de: Facebook Nutzerdaten Deutschland, 2011. In: <http://facebookmarketing.de/userdata> (12.02.2011).

¹⁷ Vgl. Facebookmarketing.de: Facebook Nutzerzahlen in Deutschland, 2010. In: http://facebookmarketing.de/zahlen_fakten/userzahlen-in-deutschland (12.02.2011).

¹⁸ Vgl. bspw. Biermann, Kai: Vernetzen kann verletzen. Zeit-Online. 2009. Einzusehen in: <http://www.zeit.de/online/2008/43/datenschutz-social-networks> (12.02.2011).

¹⁹ Vgl. verschiedene Gründe aus dem Ergebnis der AbgängerInnenbefragung der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, 2009. Einzusehen in: http://www.uni-oldenburg.de/praesidium/studiumlehre/download/Evaluation/AbgaengerInnenbefragung/HochschulabgaengerInnen_Ergebnisse_gesamt_Kreis.pdf (12.02.2011).

Materialgrundlage:

Interviews mit IMMIS-Fellows (African Migration and Gender in Global Context – Implementing Migration Studies), die 2010 an der Carl von Ossietzky Universität von der Arbeitsgruppe Migration-Gender-Politics betreut wurden.

Interviews mit ausgewählten Studierenden (Namen anonymisiert) der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Stresstest Studium

¹ Vgl. Barthold, Luise/ Schütz, Astrid: Stress im Arbeitskontext – Ursachen, Bewältigung und Prävention. Weinheim, Basel 2010, S. 52.

² Vgl. Schuh, Litzsche: Stress, Mobbing und Burn-out am Arbeitsplatz. Heidelberg 2005, S. 2.

³ Vgl. Das Zitat. In: Die Zeit. Hamburg 13.11.2011, S. 65.

⁴ Vgl. Barthold, Luise; Schütz, Astrid: Stress im Arbeitskontext – Ursachen, Bewältigung und Prävention. Weinheim, Basel 2010, S.25f.

⁵ Vgl. Schuh, Litzsche: Stress, Mobbing und Burn-out am Arbeitsplatz. Heidelberg 2005, S. 33.

⁶ Vgl. ebd., S. 32.

⁷ Vgl. Interview mit Wilfried Schumann. Leiter der PSB Oldenburg. Oldenburg. Vgl. Chirico, Rosarie/ Kahler, Andreas: Der Bachelor. In: Chirico, Rosarie/ Selders, Beate (Hg.): Bachelor statt Burnout. Göttingen 2010, S. 18.

⁸ Vgl. <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,741692,00.html>, (14.02.11).

⁹ Vgl. Erhebung der Psychosozialen Beratungsstelle Oldenburg.

¹⁰ Vgl. Lanz, Carolina: Burnout aus ressourcenorientierter Sicht im Geschlechtervergleich: eine Untersuchung im Spitzenmanagement in Wirtschaft und Verwaltung. Wiesbaden 2010, S. 70f..

¹¹ Vgl. Isserstedt, Wolfgang u.a.: Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn 2009, S. 470f..

¹² Vgl. Interview mit Wilfried Schumann. Leiter der PSB Oldenburg. Oldenburg 22.11.10.

¹³ Vgl. Erhebung der Psychosozialen Beratungsstelle Oldenburg.

¹⁴ Vgl. Interview mit Wilfried Schumann. Leiter der PSB Oldenburg. Oldenburg 22.11.10.

¹⁵ Vgl. ebd..

¹⁶ Vgl. Schuh, Litzsche: Stress, Mobbing und Burn-out am Arbeitsplatz. Heidelberg 2005, S. 61.

¹⁷ Vgl. ebd., S. 64.



¹⁸ Vgl. ebd., S. 41.

¹⁹ Vgl. Hübner, Günther: Burnout – neue Impulse für Forschung und Praxis. Lenzkirch 2009, S. 63.

²⁰ Vgl. <http://www.zeit.de/karriere/beruf/2009-12/burnout-job-krankheit?page=1>, (14.02.11).

²¹ Vgl. Demerouti, Evangelia/ Ebbinghaus, Margit/ Nachreiner, Friedhelm: Zum Zusammenhang zwischen kurzfristigen Beanspruchungsfolgen und Burnout. In: Friesdorf, W. (Hg.) Komplexe Arbeitssysteme - Herausforderung für Analyse und Gestaltung. Dortmund 2000, S. 579.

²² Vgl. Schuh, Litzsche: Stress, Mobbing und Burn-out am Arbeitsplatz. Heidelberg 2005 S.78f.

²³ Vgl. Barthold, Luise/ Schütz, Astrid: Stress im Arbeitskontext – Ursachen, Bewältigung und Prävention. Weinheim, Basel 2010, S. 60.

²⁴ Vgl. Gusy, Burkhard: Stressoren in der Arbeit, Soziale Unterstützung und Burnout: Eine Kausalanalyse. In: Kleita, Dieter(Hg.): Prävention und psychosoziale Gesundheitsforschung Bd.1. München 1995, S. 21.

²⁵ Vgl. <http://www.spiegel.de/unispiegel/jobundberuf/0,1518,675629-2,00.html>, (14.02.11).

Der sitzende Student

¹ Vgl. Eickhoff, Hajo: Himmelsthron und Schaukelstuhl - Die Geschichte des Sitzens. München, Wien. 1993, S. 17.

² Vgl. Miller, Judith: Der Stuhl — Stil, Design, Kult. München. 2010, S. 11.

³ Nach Max Weber ost Macht „Die Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen.“ Vgl. Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft, In: Winckelmann, Johannes (Hg.) 5. revidierte Auflage mit textkritischen Erläuterungen. Tübingen 1976, S. 26.

⁴ Vgl. Eickhoff, Hajo: Kulturgeschichte des Sitzens. In: Eickhoff, Hajo (Hg.): Sitzen : eine Betrachtung der bestuhlten Gesellschaft. Frankfurt am Main 1997, S. 12/16.

⁵ Vgl. Eickhoff, Hajo: Die sedierte Gesellschaft. In: Eickhoff, Hajo (Hg.): Sitzen: eine Betrachtung der bestuhlten Gesellschaft. Frankfurt am Main 1997, S. 126.

⁶ Vgl. Vetter, Andreas K.: Sitzen – Über eine reizvolle Beziehung zwischen Mensch und Design. Baunach. 2010, S. 8f.; vgl. Eickhoff, Hajo: Die sedierte Gesellschaft. In: Eickhoff, Hajo (Hg.) Sitzen: eine Betrachtung der bestuhlten Gesellschaft. Frankfurt am Main 1997, S. 119ff..

⁷ Vgl. S. Eickhoff, Hajo: Kulturgeschichte des Sitzens. In: : Eickhoff, Hajo (Hg.) Sitzen: eine Betrachtung der bestuhlten Gesellschaft. Frankfurt am Main 1997, S. 25ff..

⁸ Vgl. ebd..

⁹ Vgl. Vetter, Andreas K.: Sitzen – Über eine reizvolle Beziehung zwischen Mensch und Design. Baunach. 2010, S. 37.

¹⁰ Vgl. Gedächtnisprotokoll Christiane Großmann, Sekretariat materielle Kultur. 04.11.2010; vgl.: Gedächtnisprotokoll Gisela Bruns, Dezernat zwei, Finanzen. 22.02.2011.

¹¹ Vgl. Gedächtnisprotokoll Gisela Bruns. „Einkauf“, Dezernat zwei. 18.02.2011.

¹² Stegemann, Stefanie/ Seigel, Julia: Soziale Gerechtigkeit - Reformuniversität - Selbstdarstellung. In: Gerechtigkeit - Facetten einer Diskussion - Erste Ferienakademie der Stipendiatinnen und Stipendiaten der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Berlin 2000, S. 87.

¹³ Vgl. Escher, Anton: Vorwort. In: Koebner, Thomas/ Escher, Anton (Hg.): Ist man was man isst? Essrituale im Film. München 2009, S. 7.

¹⁴ Vgl. Simmel, Georg: Soziologie der Mahlzeit. In: Landmann, Michael (Hg.): Brücke und Tor, Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Stuttgart 1957, S. 243.

¹⁵ Vgl. Steuerwald, Christian: Position, Distinktion und Kontrolle. In: Koebner, Thomas (Hg.): Ist man, was man isst? München 2009, S. 50ff.; vgl.: Simmel, Georg: Soziologie der Mahlzeit. In: Landmann, Michael (Hg.): Brücke und Tor, Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Stuttgart 1957, S. 245.

¹⁶ Vgl. Interview mit Johannes Hemmen, Leiter der Verpflegungsbetriebe des Studentenwerks Oldenburg. 18.01.2011.

¹⁷ Ahner, Julia: Fast Food dank Bologna. In: Zeit Campus Nr. 02/ 11. Hamburg 2011, S. 57.

¹⁸ Vgl. Gedächtnisprotokoll des Interviews mit Christa Meyer, Leitung Bibliotheksverwaltung. 31.01.11.

¹⁹ Nach Max Weber werden anhand bestimmter Eigenschaften Typenbeispiele geschaffen, welche in dieser Reinform jedoch in der Realität nicht existieren. Vgl. Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. In: Winckelmann, Johannes (Hg.): 5. revidierte Auflage mit textkritischen Erläuterungen. Tübingen 1976, S. 124.

Wohnen est omen

¹ Saegert, Susan: The role of housing in the experience of dwelling. In: Altman, I. & Werner, C.M. (Hg.): Home environments, (S.287-309), New York 1985.

² Vgl. Flade, Antje: Wohnen psychologisch betrachtet, Bern 2006, S. 13.

³ Häußermann, HHartmut/ Siebel, Walter: Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens, Weinheim/München 2006, S.44.

⁴ Ebd..

⁵ Die Portraitreihe „Nesthocker“ von Spiegel Online berichtete über den Kampf der Elternwohner mit weitverbreiteten Vorurteilen und kam zu den gleichen Ergebnissen. Vgl. Maas, Marie-Charlotte: Nesthocker. Meine Eltern wohnen noch bei mir. SpiegelOnline. 18. Dezember 2007. <http://www.spiegel.de/unispiegel/wunderbar/0,1518,523869,00.html>, (02.01.2011).

⁶ Leider können diese Pläne in der Ausstellung nicht im Original gezeigt werden, da sie im Archiv der WG sorgfältig aufbewahrt werden.

⁷ Vgl. Johanna Wank/Janka Willige/Christoph Heine: Wohnen im Studium. Ergebnisse einer Online-Befragung im März und April 2009 im Auftrag des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch das HIS Hochschul-Informationssystem, Hannover 2009, Internetquelle: http://www.studentenwerke.de/pdf/Wohnen_im_Studium.pdf, S.1f.

⁸ Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hg.): Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2009. 19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch das HIS Hochschul-Informationssystem, Bonn/Berlin 2010.

⁹ Vgl. Middendorff, Elke: Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerks 1951 – 2009, <http://www.sozialerhebung.de/geschichte.html>, S.19.



Ein informelles Interview mit einem ehemaligen Studenten belegt, dass es bis in die späten 1970er Jahre noch üblich war, dass Studierende gegen Nachhilfe ein Zimmer zur Untermiete bewohnen durften.

Auf morgen verschoben.

¹ Spiegel Online: Norwegens Kühe schlafen jetzt auf Matratzen, 11.01.2006, <http://www.spiegel.de/wirtschaft/0,1518,394743,00.html> (14.01.2011).

² Vgl. Steel, Piers: The True Meaning of Procrastination 2010, <http://www.procrastinus.com> (13.02.2011).

³ Vgl. Ferrari, Joseph R.: Still Procrastinating?, New Jersey 2010, S. 168.

⁴ Zit. n. Fuchs, Thomas: Mark Twain. Ein Mann von Welt: Biografie, Berlin 2010.

⁵ Vgl. Ferrari, Joseph R.: Still Procrastinating?, New Jersey 2010, S. 44.

⁶ Vgl. ebd., S. 43.

⁷ Vgl. Taylor, Ken/ Perry, John: Philosophy Talk: Procrastination, Podcast vom 30.01.2011, <http://www.philosophytalk.org> (14.02.2011).

⁸ Vgl. Ferrari, Joseph R.: Still Procrastinating?, New Jersey 2010, S. 168.

⁹ Vgl. Leyhausen, Malte: Jetzt tu ich erstmal nichts- und dann warte ich ab, Freiburg im Breisgau 2010, S. 94.

¹⁰ Vgl. Passig, Kathrin/Lobo, Sascha: Dinge geregelt kriegen, ohne einen Funken Selbstdisziplin, Berlin 2008, S. 57.

¹¹ Vgl. Pychyl, Timothy A.: Optimism, confidence and career change in tough economic times, Podcast vom 03.09.2010, <http://iprocrastinate.libsyn.com/> (14.02.2011).

¹² Vgl. Klein, Bernd: Grundlagen der Prokrastination, 2007, <http://prokrastination.net/> (11.02.2011).

¹³ Vgl. Blunt, Allan: Task Aversiveness and Procrastination: A Multi-Dimensional Approach to Task Aversiveness Across Stages of Personal Projects, Canada 1998, S.2.

¹⁴ Vgl. Perry, John: Procrastination and Perfectionism, 1995, <http://www.structuredprocrastination.com/light/perfectionism.php> (11.02.2011).

¹⁵ Vgl. Pychyl, Timothy A.: Optimism, confidence and career change in tough economic times, Podcast vom 03.09.2010, <http://iprocrastinate.libsyn.com/> (14.02.2011).

¹⁶ Vgl. Passig, Kathrin/Lobo, Sascha: Dinge geregelt kriegen, ohne einen Funken Selbstdisziplin, Berlin, 2008, S. 26.

¹⁷ Vgl. Pychyl, Timothy A.: Feeling Overwhelmed, Helpless and Ready to Run Away, 2010: <http://www.psychologytoday.com/blog/dont-delay> (11.02.2011).

¹⁸ Vgl. Passig, Kathrin/Lobo, Sascha: Dinge geregelt kriegen, ohne einen Funken Selbstdisziplin, Berlin 2008, S. 200.

¹⁹ Vgl. Klein, Bernd: Grundlagen der Prokrastination, 2007: <http://prokrastination.net/> (11.02.2011).

²⁰ Vgl. ebd..

²¹ Vgl. Tingler, Phillip: Lob der Saumseligkeit, Welt Online, 14.08.2005.

²² Vgl. Klein, Bernd: Grundlagen der Prokrastination, 2007, <http://prokrastination.net/> (11.02.2011).

²³ Vgl. ebd..

²⁴ Vgl. Geißler, Karlheinz A.: Vom Tempo der Welt, Freiburg im Breisgau 1999, S. 111.

²⁵ Vgl. Münchhausen, Marco von: So zähmen Sie Ihren inneren Schweinehund, 2006/ Jürries, Alexander: Anpacken statt

aufschieben, 2004.

²⁶ Vgl. Ferrari, Joseph R.: Still Procrastinating?, New Jersey 2010, S. 172.

²⁷ Hüther, Gerald, zit.n. ZEIT-Online, 2009, <http://www.zeit.de/campus/2009/02/ritalin> (11.02.2011).

²⁸ Vgl. Perry, John: Structured Procrastination, 1995, <http://www.structuredprocrastination.com> (11.02.2011).

²⁹ Vgl. ebd..

³⁰ Vgl. Graham, Paul: Good and Bad Procrastination, 2005, <http://www.paulgraham.com/procrastination.html> (14.02.2011).

³¹ Vgl. Leyhausen, Malte: Jetzt tu ich erstmal nichts- und dann warte ich ab, Freiburg im Breisgau 2010, S.9.

³² Vgl. Opitz, Inga/ Patzelt, Julia: „Aber morgen fang‘ ich wirklich an!“ Zusammenfassung zweier Studien zur Prokrastination bei Studierenden, 2008, http://www.psy.uni-muenster.de/imperia/md/content/psychotherapie_ambulanz/auf-schieben_net_text.pdf (14.02.2011).

Workload und die Last der Zeit

¹ <http://www.spiegel.de/spiegel/0,1518,718885,00.html> (13.02.2011).

² Vgl. <http://www.uni-kassel.de/incher/gfhf/workload/metzger.pdf>, S.2, (13.02.2011).

³ Vgl. http://www.lehre.uni-oldenburg.de/download/ZEITLast_kurzbericht.pdf, S.3, (13.02.2011).

⁴ Vgl. <http://www.uni-kassel.de/incher/gfhf/workload/metzger.pdf>, S.4, (13.02.2011).

⁵ http://www.lehre.uni-oldenburg.de/download/ZEITLast_kurzbericht.pdf, S.3, (13.02.2011).

⁶ http://www.sozialerhebung.de/pdfs/Soz19_Kurzfassung.pdf, S.24, (13.02.2011).

⁷ BA Medien- und Kommunikationswissenschaften, BA Kulturwissenschaften, BA Sozial- und Organisationspädagogik, BSc Mechatronik, BA Erziehungswissenschaften, Dipl. Erziehungswissenschaften.

⁸ <http://www.uni-kassel.de/incher/gfhf/workload/metzger.pdf>, S.5, (13.02.2011).

⁹ http://www.zhw.uni-hamburg.de/uploads/zeitlast_flyer_v8.pdf (13.02.2011).

¹⁰ Vgl. unter anderem: Lohmann, Ingrid: Neue Medien und der globale Bildungsmarkt, Zagreb 2003 (<http://www.erzwiss.uni-hamburg.de/Personal/Lohmann/Publik/hrvatska.htm> (13.02.2011)).

¹¹ <http://www.studis-online.de/Studieren/art-1106-studentische-zeitbelastung.php> (13.02.2011).

¹² http://www.uni-oldenburg.de/praesidium/studiumlehre/download/Evaluation/Studierendenbefragung/Ergebnisse/Ergebnisse_Studierendenbefragung_WS_2009_10_Kurzfassung.pdf (05.03.2011).

¹³ Mittelwert aus Präsenzzeit an der Universität, Selbststudium während der Vorlesungszeit und Selbststudium während der Vorlesungsfreizeit (05.03.2011).

¹⁴ Vgl. <http://www.uni-oldenburg.de/praesidium/studiumlehre/29099.html> (05.03.2011).

¹⁵ <http://www.spiegel.de/spiegel/0,1518,718885,00.html> (05.03.2011).

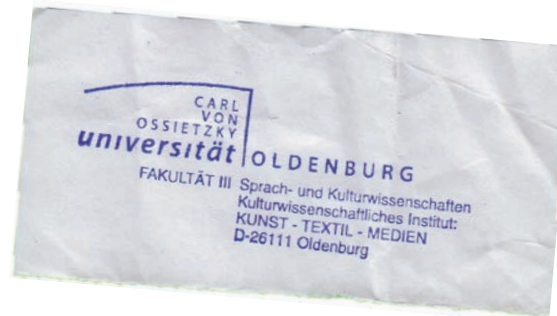


Dank

Wir danken unseren Sponsoren:



AStA der
Carl v. Ossietzky
Universität Oldenburg



und Herrn
Wilke
für das
Kaufhaus